VHS-Projekt "Zeitenwende":

Das Mittel alter

Eine 4-teilige Vortragsreihe der Volkshochschule Kamen-Bönen

mit

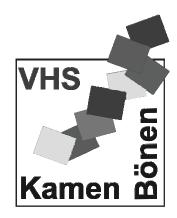
Dr. Heinrich-Wilhelm Drexhage Christian Frieling Hans-Jürgen Kistner Manfred von Horadam Frank Scheidemann Religion, Kirchengeschichte Geschichte, Literatur Musik Philosophie, Naturwissenschaften Kunst, Architektur

im Wintersemester 2012 / 2013

Volkshochschule Kamen-Bönen

Am Geist 1 59174 Kamen

Telefon: 02307 - 9 24 20 55 www.vhs.kamen-boenen.de



In der vorliegenden Schrift sind sämtliche Vorträge in der jeweils gehaltenen Form zusammengefasst.

Zu unserem Bedauern können wir nur einen sehr kleinen Teil der vielen im Rahmen der Vorträge gezeigten Bilder (und die auch nur in schwarz-weiß/Graustufen) und natürlich nicht ein einziges Hörbeispiel aus dem Bereich der Musikgeschichte in die Schrift aufnehmen.

Sämtliche Bilder der Schrift entstammen privaten, gemeinfreien oder den im anhängenden Literaturverzeichnis genannten Quellen.

Diese Schrift erhebt nicht den Anspruch einer wissenschaftlichen Publikation, weshalb auf Belege in Fußnoten unter Verweis auf Quellen wegen der leichteren Lesbarkeit verzichtet worden ist - dennoch halten selbstverständlich alle Aussagen einer wissenschaftlichen Überprüfung und Diskussion stand und geben den derzeitigen Stand der Forschung nach bestem Wissen wieder.

© VHS Kamen-Bönen, im März 2013.

Vervielfältigung unter Ausschluss von Text-Eingriffen zu nicht-gewerblichen Bildungszwecken ist ausdrücklich erlaubt.

Um entsprechende Information wird allerdings gebeten.

Zur Einführung

Will man im allgemeinen Sprachgebrauch etwas als besonders rückschrittlich beschreiben, heißt es oft: "Das ist ja wie im Mittelalter"!

Autoren verwenden den Begriff "mittelalterlich" als Synonym für Brutalität und unzivilisiertes Verhalten. So haben wir uns längst daran gewöhnt, dass die afghanischen Taliban oder die iranischen Mullahs "mittelalterlich" seien, gesteigert eigentlich nur noch durch die Bezeichnung, dass eine Auffassung oder Meinung nicht mehr nur ins Mittelalter, sondern sogar ins "finstere (wahlweise auch: tiefste) Mittelalter" führe, wo man ja zudem glaubte, die Erde sei eine Scheibe oder Menschen als Hexen verbrannte...

Doch dass die Erde eine Scheibe sei, glaubte im Mittelalter kaum jemand, einfach weil man es schon seit der Antike besser wusste, und dass die Mehrzahl der Hexen nicht im Mittelalter sondern der "Neuzeit" brannte, muss man nicht wissen, macht aber deutlich, dass mit dem Mittelalter viele Vorurteile, Missdeutungen und Missverständnisse verbunden sind.

Während die einen im Mittelalter eine 1000-jährige dunkle Ära des Rückschritts, der Barbarei, des Aberglaubens, des Hauens und Stechens, von Kriegen und Kreuzzügen, Ketzern, Söldner- und Räuberbanden, von Folter, ja sogar der Kunst- und Kulturlosigkeit gegenüber der "herrlichen Antike" oder gar der nachfolgenden Renaissance und Aufklärung sehen, haben andere diese Zeit romantisiert:

Edle Ritter, stolze Burgen, oben im Turm die Jungfrau, unten der Troubadour, Gaukler, Narren und Feuerschlucker, Beten und Arbeiten in den Klöstern, wunderbare Kathedralen, die von Gottes Herrlichkeit und von Macht und Reichtum der Kirche zeugen, vor der selbst Kaiser das Knie beugen mussten, kurzum - eine Welt, die noch in Ordnung schien und als "christliches Abendland" im Einklang mit sich selbst war - eine Welt, die noch nicht durch "kalte Wissenschaft" entzaubert Platz für Mythen, Sagen und Märchen ließ.

Fürchterlich primitiv waren im Mittelalter die Lebensbedingungen der meisten Menschen. Intellektuell aber war

Das Mittelalter

es alles andere als eine rückständige, sondern eine sogar recht fortschrittliche Epoche - auch und gerade durch den fruchtbaren Austausch mit fremden Kulturen, allen voran den Muslimen...



Von diesem Erblühen des Abendlandes zeugen nicht nur die himmelhohen Kathedralen, die Gründung von Universitäten, die Einführung des Astrolabiums zur Sternenbeobachtung, die Erfindungen von Brille, Uhr, Kompass, Steigbügel, dem genagelten Hufeisen, der Nockenwelle, dem Pflug mit Streichbrett, die Gründung der ersten Banken und der erste bargeldlose Zahlungsverkehr - all dies datiert in der Zeit des Mittelalters. Gar nicht zu reden von den sich verändernden Bildern, die die Menschen sich von der Welt und letztlich auch von sich selbst machten, die sich in der Philosophie, in der Kunst, in der Literatur, Musik und letztlich auch im Rechtswesen niederschlugen.

Daher verfolgt das VHS-Projekt "Zeitenwende" die Frage:

Wie kommt es zu einer "neuen Zeit", in der "mit einem Mal" anders gemalt, gebaut, geschrieben und musiziert wird, in der sich neues Denken in Philosophie und Wissenschaft Bahn bricht?

Wie genau ging das im Mittelalter vor sich?

Am Ende, so hoffen wir, haben wir eine Vorstellung davon vermittelt, was das Mittelalter (nicht) war...

Das "Zeitenwende"-Team beschäftigt sich diesmal mit der Zeit vom 4./5. Jahrhundert bis etwa 1500 und besteht aus:

Dr. Heinrich-Wilhelm Drexhage (Religion, Kirchengeschichte), Christian Frieling

(Geschichte, Literatur),

Hans-Jürgen Kistner

(Musikgeschichte)

Frank Scheidemann

(Kunstgeschichte, Architektur) und

Manfred von Horadam

(Philosophie, Naturwissenschaft/Technik).

1. Vortragsabend: Übergangszeit von der Antike zum Mittelalter

Der erste Abend steht ganz im Zeichen des 4./5. Jahrhunderts. 395 wurde das Imperium Romanum aufgeteilt: In das Weströmische Reich mit Rom als Zentrum und das Oströmische mit Konstantinopel als Hauptstadt. Das Weströmische Reich war dem allmählichen Niedergang geweiht. Er wurde offensichtlich u.a. durch Militärrevolten und besonders durch die Folgen der "Völkerwanderung", in deren Verlauf zunächst Hunnen, Goten oder Vandalen die Landkarte und bisherigen Machtstrukturen Europas veränderten. Namen wie Attila, Theoderich oder Chlodwig drückten dieser Zeit ihren Stempel auf. Am Ende des 5. Jahrhunderts ging der weströmische Staat zugrunde.

Im Versuch, das zerfallende Reich zu einen und den Niedergang aufzuhalten, wurde das neuartige Christentum nach langjähriger Verfolgung 380 zur Staatsreligion im Römischen Reich erhoben und alle anderen Kulte verboten. Durch enge Anlehnung an den Staat wurde die junge Kirche inmitten des Zerfalls im Westen mit ihren Strukturen zu einem Hort von Stabilität und Sicherheit, was ihre Machtposition auf Dauer sicherte. Die Kirche stieg zur alles beherrschenden Macht des Mittelalters auf. Das fand seinen ersten Niederschlag auch in der spätantiken christlichen Architektur von Kirchen in Rom oder Konstantinopel (Hagia Sophia) oder Grabmälern christlicher Könige, wie dem des Theoderich in Raven-

na .Zwar zur einzig erlaubten Religion geworden, musste sich das Christentum aber gegen andere Religionen und religiöse Vorstellungen im Reich ebenso durchsetzen wie gegen christliche "Abweichler" und vielfältige "Ketzer-

bewegungen". Der Niedergang Roms, vor allem die Plünderung 410 durch Alarichs Westgoten, schürte aber Zweifel am neuen Glauben.

Und schließlich musste sie sich mit den übermächtigen griechischen ("Natur"-) Philosophen und ihren Schriften auseinandersetzen, die die Vorstellungen von der Welt, ob philosophisch oder naturwissenschaftlich, beherrschten. Die Kirche konnte aber nur zur geistigen (und weltlichen) Macht werden, wenn es ihr gelang, diesen überall herrschenden antiken Geist zurück zu drängen oder zu überwinden. So begannen u.a. Kirchenväter wie Augustinus, antike ("heidnische") Vorstellungen von Gott und der Welt zu "christianisieren"...

Die "Völkerwanderung"

Im Mittelpunkt unseres ersten Abends steht der Übergang von der Spätantike zum Mittelalter. Entscheidend für die maximalen Veränderungen in Europa war dabei der Prozess der Völkerwanderung.

Um dieses Thema einordnen zu können, empfiehlt es sich, zunächst einen Blick auf das **Römische Reich** zu werfen. Ich habe Ihnen eine Karte mitgebracht, die die größte Ausdehnung des Reiches im Jahre 117 n. Chr. zeigt. Wie Sie sehen, erstreckt sich dieses Weltreich nördlich bis nach Britannien, umfasst westlich das heutige Frankreich und die iberische Halbinsel, im Süden die heutigen Länder Marokko, Tunesien, Algerien, Libyen und Ägypten, zieht sich im Osten bis nach Syrien hoch, umfasst Kleinasien bis nach Kappadokien und zieht sich östlich am Dnjepr und über die Elbe hinaus bis zur Nordsee.

Im Großen und Ganzen beschreibt dies noch immer die Ausdehnung des Reiches im 4. Jahrhundert. Der innere Zustand des Weltreiches war bereits im 3. und im 4.

man germanische Kämpfer in das römische Heer, wo sie durchaus aufsteigen konnten und es sogar bis zum Heerführer, dem wichtigsten Amt neben dem Kaiser, bringen konnten. Damit schuf man sich aber ein "inneres Germanenproblem". Gegen die äußeren Angriffe versuchte man sich auch zu schützen, indem man germanische Stämme zu foederati machte. Diese Verbündeten, vertraglich zur Unterstützung Roms verpflichtet, sollten die Grenzen gegen andere germanische Angreifer schützen. Mehr als 50 Verträge wurden in der ersten Hälfte des 4. Jahrhunderts geschlossen – manche mit Erfolg, viele aber auch brüchig und ohne die erhofften Schutzlösungen.

Im Osten wurden die Sassaniden zur größten Gefahr des Reiches, da sie mit ihren kampftüchtigen Armeen den römischen Heeren durchaus ebenbürtig waren. 395 n. Chr. erfolgte nach dem Tod des Kaisers Theodosius I. eine **Teilung** in eine westliche und eine östliche Hälfte des Reiches, in der jeweils ein Kaiser residierte.

Der erste oströmische Kaiser war Theodosius' ältester Sohn Arcadius, der erste weströmische sein jüngerer Sohn Honorius. Kaiserresidenz des Ostens war Konstantinopel, im Westen war es zunächst Mailand, dann Ravenna. Die Idee der Reichsteilung war nicht neu und die Trennlinie verlief ungefähr dort, wo sie schon Jahrhunderte früher zwischen Octavian und Markus Antonius festgelegt worden war.

Egende

First Fordrick Ausgehoung und Remains Ausgehoung und Remains Ausgehoung und Remains Ausgehoung und Remains Cotten Ausgehoung und Remains Cotten Ausgehoung und Remains (117 n. Chr. 17 n. Chr.

Eine Reichsteilung ist es im Grunde genommen nicht. Das Reich blieb weiter eine

Einheit und die meisten Gesetze galten in beiden Teilen. Diese Doppelherrschaft wurde wohl auch von der Bevölkerung als Fortsetzung der bestehenden Reichseinheit gesehen, deren historisches Primat weiter Bestand hatte.

Die Teilung der Herrschaft hatte vor allen Dingen militärische Gründe, um das Reich bestmöglich gegen Angriffe zu sichern. Als das weströmische Kaisertum 476 erlosch,

Jahrhundert, dem Zeitpunkt, der den Auftakt zur Völkerwanderung bildete, eher instabil. Innenpolitisch und auch kirchenpolitisch kehrte keine Ruhe ein. Außenpolitisch war dieses Jahrhundert beherrscht von ständigen Zusammenstößen mit äußeren Angreifern. Insbesondere die germanischen Stämme rieben sich mehr und mehr an den Grenzen. Diesem Germanenproblem stellte sich Rom durch eine doppelte Politik. Zum einen integrierte

gab es erneut nur einen Kaiser, der den Anspruch auf das gesamte Reich erhob.

Kommen wir jetzt nach der Beschreibung der bestehenden Ordnung auf unser zentrales Thema, nämlich die Völkerwanderung, zu sprechen.

Wie bereits erwähnt, hatte es schon zu Beginn des 4. Jahrhunderts zahlreiche militärische Auseinandersetzungen mit germanischen Stämmen gegeben, die teilweise auch von Wanderungsbewegungen begleitet waren. Der Zeitraum, den wir in der Forschung als Zeit der Völkerwanderung bezeichnen, beginnt im Jahr 375 n. Chr. und endet im Jahr 568. Damit stellt die Völkerwanderung den zentralen Transformationsprozess von der Spätantike zum frühen Mittelalter dar.

Es waren fast 200 Jahre, in denen die einzelnen Ereignisse der Völkerwanderung im Mittelpunkt der Entwicklung standen. Die lange Dauer der Wanderungsbewe-

Das Mittelalter
befremdliches Aussehen trugen
erheblich dazu bei dass die

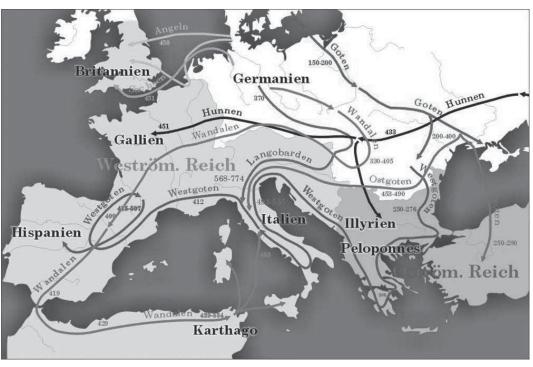
befremdliches Aussehen trugen erheblich dazu bei, dass die Angreifer gefürchtet waren, wo immer sie in Erscheinung traten.

Indem sie sich nach Westen vorschoben, lösten sie die große Völkerwanderung aus. Warum sie diesen Zug in Angriff nahmen, darüber wird noch heute spekuliert, möglicherweise war es Nahrungsmittelknappheit, möglicherweise auch die Hoffnung auf Beute. Nach 375 erreichten die Hunnen die Grenzen des oströmischen Reiches. Dabei trieben sie die dort lebenden Stämme vor sich her, die über die Grenzen ins Römische Reich flohen, um dort Sicherheit zu suchen.

Zu ihnen zählte auch ein Teil der Goten, die sich im Os-

ten des Römischen Reiches ansiedelten.

Dazu aber später.



nehmen und diese in den römischen Militärdienst einzugliedern. Insoweit ziehen zwar einzelne hunnische Verbände in den folgenden Jahrzehnten plündernd durch die Gegend, ohne aber größere Effekte zu erzielen. Die Organisation der Hunnen änderte sich erst im Jahre 444 / 445, als Attila, der große Hunnenkrieger, seinen Vorgänger ermordete und als Alleint Hunnen ausweitete. Um seine er den anderen Machtführern zu Zahlungen an diese angewiesen. der Einnahmen konnten aber nur putzahlungen anderer Stämme

Da die Hunnen nicht über eine einheitliche Führung verfügten und somit sehr unterschiedlich agierten, ging von ihnen zu dieser

Zeit noch keine außerge-

wöhnliche Bedrohung für

das Römische Reich aus. Es gelang sogar, einzelne

Gruppen unter Vertrag zu

herrscher die Macht der Hunnen ausweitete. Um seine Machtstellung gegenüber den anderen Machtführern zu behaupten, war er auf Zahlungen an diese angewiesen. Für die Verwirklichung der Einnahmen konnten aber nur Beutegewinne oder Tributzahlungen anderer Stämme dienen. So verwüsteten Attilas Reiter in den Jahren zwischen 441 und 447 den gesamten Balkanraum und legten mehrere Städte in Schutt und Asche. Auch der oströmische Kaiser wurde zunächst zu hohen Tributzahlungen gezwungen, doch der nachfolgende Kaiser Markian stellte die Tributzahlungen ein und rüstete derart auf, dass Attila sich nach neuen Einnahmequellen umsehen musste.

Da er zudem schon die europäischen Provinzen Ost-Roms ausgebeutet und verwüstet hatte, blieb ihm nur die Möglichkeit, sich gegen West-Rom zu wenden. So marschierte er quer durch das römische Germanien. 451 stellte sich ihm Flavius Aetius als Stadthalter Roms entgegen. Er hatte sich, wohl wissend, dass das römische Heer allein gegen die Hunnenmacht nicht ausreichen würde, mit den Franken, Burgunden und Westgoten verbündet. In der **Schlacht auf den Katalaunischen Feldern** kam es zum Kampf. Es gab keinen Sieger, aber Attila musste sich zurückziehen. Auf diesem Rückzug zog er durch Italien und verwüstete dort einige

gungen zeigt auch, dass es sich nicht um eine einheitliche Bewegung handelte, sondern um eine ganze Reihe von unterschiedlich ausgestalteten Wanderungen. Wir sehen hier einen Prozess, der zur völligen Verwandlung des geografischen Raumes führte. Fast alle germanischen Stämme werden in den Prozess dieser Völkerwanderung einbezogen: Es betraf die Goten und Vandalen, die Franken und Burgunder, Sachsen und Angeln, Sueben und Alamanen, um nur die wichtigsten zu nennen. Um eine solche umfangreiche Wanderungsbewegung auszulösen, bedurfte es aber eines Anstoßes von außen. Er sollte aus den Tiefen Zentralasiens kommen: Es war der Einfall der Hunnen.

Wer waren die Hunnen? Der Begriff fasst im Grunde eine Gruppe zentralasiatischer Reitervölker mit nomadischer, später halbnomadischer Lebensweise zusammen. Woher sie genau kamen, ist in der modernen Forschung noch immer umstritten. Um die Mitte des 4. Jahrhunderts lebten sie wohl in dem Gebiet zwischen Don und Wolga, von wo aus sie schließlich nach Westen vorstießen. Ihre Krieger sorgten für Angst und Schrecken wegen ihrer außerordentlichen Reitkampftechnik, die es ihnen ermöglichte, mit ihren Bögen auch rückwärts gelegene Ziele zu treffen. Nicht nur diese neue, überlegene Kampftechnik, sondern wohl auch ihr wildes und für die Zeitgenossen



Städte, bis er sich danach in die ungarische Tiefebene zurückzog. Schon damals schien die Gefahr durch die Hunnen gebannt, sodass jetzt im Gegenzug oströmische Truppen hunnisches Gebiet angriffen. Attila war die Kernfigur gewesen, die es geschafft hatte, die

unterschiedlichen Hunnen-Stämme und ihre Interessen zu bündeln und damit ihre militärische Stärke und Schlagkraft deutlich zu erhöhen. So ist es nicht verwunderlich, dass durch seinen Tod im Jahr 453 die Einheit der Hunnen zerfiel. Die Hunnen gingen nun in anderen Völkern auf, Teile von ihnen stellten sich in römische Dienste

Ihre Bedeutung in der Geschichte Europas endet damit so schnell, wie sie einst begonnen hatte. Die Hunnen waren damit nicht nur der Auslöser der großen Völkerwanderungsbewegung, sie waren auch selbst ein Teil von ihr.

Sehen wir uns nun die weitere Entwicklung dieser Bewegung an. Ich möchte dabei nicht chronologisch vorgehen, weil das nur verwirren kann, sondern möchte den Blick zunächst auf die Entwicklung der gotischen Stämme richten, bevor die germanischen Ereignisse in den Vordergrund rücken sollen.

Schauen wir also zunächst auf die **Ostgoten** (ich bleibe bei den geläufigen Bezeichnungen, weil die Etymologie der ursprünglichen Namen hier keine Rolle spielt). Das Ostgotenreich wurde unter dem Ansturm der Hunnen überrannt und verlor seine Eigenständigkeit. Der Stamm wurde in das hunnische System eingegliedert. Erst nach dem Tod Attilas 453 und der damit verbundenen Schwächung der Hunnen konnten die Ostgoten sich aus dieser Knechtschaft lösen.

Sie fanden nun in Pannonien auf oströmischem Gebiet einen neuen Siedlungsbereich. Hier gelang es ihnen, in der Schlacht von Bolia 469 gegen starke oströmische und verbündete Kräfte einen Sieg zu erlangen. Um der Friedenssicherung willen und zur Eingliederung der Ostgoten ins Reich durfte der ostgotische König **Theoderich**

sogar im Jahr 484 das Amt des Konsuls bekleiden. Dennoch blieben Konfrontationen nicht aus.

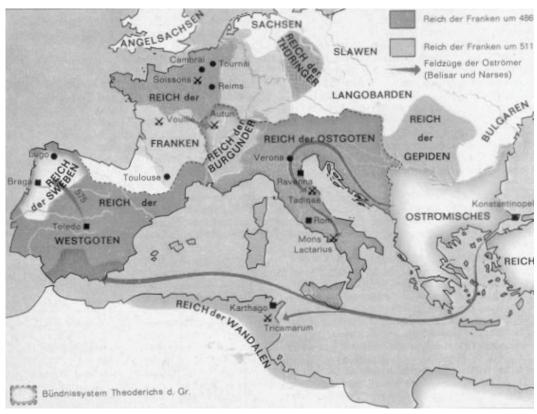
488 brachen die Ostgoten auf, wohl auch im Auftrag des oströmischen Kaisers, um die Herrschaft Odoakers in Italien zu beenden. Im Sommer des folgenden Jahres erfolgte der Einmarsch in Italien, 493 schließlich war ganz Italien unter ostgotischer Herrschaft.

Theoderich betrieb dabei eine Politik, die die bestehenden römischen Strukturen aufnahm und nutzte. So wurde die alte römische Führungsschicht in das Verwaltungssystem der neuen Herrschaft integriert. Dennoch achtete Theoderich auf eine Trennung zwischen Goten und Römern, indem er Heiraten zwischen beiden Bevölkerungsgruppen verbot. 497 oder 498 wurde Theoderich von Ostrom zum Stadthalter des Kaisers ernannt und setzte somit die Kontinuität einer römisch tolerierten Führung fort. Nach Theoderichs Tod war diese Kontinuität vorbei, das Ostgotenreich fand schließlich nach siegreichen oströmischen Feldzügen im Jahr 555 sein Ende.

Die Entwicklung der **Westgoten** war eine ganz andere. Sie wichen vor den angreifenden Hunnen aus und siedelten nach einem Vertragsschluss mit dem oströmischen Reich in der Provinz Mösien. Sie wurden *foederati* Roms und waren damit zur Heerfolge verpflichtet. Allerdings barg ihre Ansiedlung auch eine große Gefahr. Eine Gruppe von etwa 70.000 Westgoten, die jetzt auf römischem Gebiet siedelte, war nur schwer zu kontrollieren. Zudem stellten sich schon bald Assimilationsschwierigkeiten ein. Da auch Rom nicht alle Verträge einhielt, kam es zum Aufstand der Westgoten und sie marschierten auf Konstantinopel zu.

In der Schlacht von Adrianopel errangen die Westgoten einen überragenden Sieg gegen das römische Heer. Eine solche Niederlage brachte Konstantinopel an den Rand des Zusammenbruchs, aber auf Dauer konnten die Westgoten sich der römischen Übermacht nicht erwehren. Sie zogen in den folgenden Jahren und Jahrzehnten durch das oströmische Reich und durch ganz Italien und eroberten im Jahr 410 sogar Rom.

Ost- bzw. Westgotenreich um 5236



Auch wenn Rom nicht mehr die Hauptstadt des Reiches war, empfand man die Eroberung dennoch als Schock, denn sie traf das Herz des Reiches. Schließlich ließen sich die Westgoten in Aquitanien nieder.

Dieses Siedlungsgebiet wurde ihnen vom weströmischen Reich zugestanden. Aber auch hier brachen sie ihr Föderatentum und dehnten ihr Reich bis zur Loire im Norden und bis nach Spanien hinein aus. Nach der Hauptstadt Tolossa, heuteToulouse, wurde das Westgotenreich "Tolosanisches Reich" genannt. Es bestand bis zum Jahr 507. In diesem Jahr erlitten die Westgoten eine schwere Niederlage gegen die Franken und zogen sich fast komplett auf hispanisches Gebiet zurück. Nach ihrer neuen Hauptstadt Toledo wurde dieses neue Westgotenreich "*Toledanisches Reich*" genannt. Es bestand etwa 200 Jahre bis 725, als Araber und Berber, die 711 an der Küste Afrikas vorgerückt und die Meerenge von Gibraltar überquert hatten, das westgotische Heer schlugen.

Wir gehen jetzt in der Zeit zurück und wechseln an einen anderen Ort. Die größte Gefahr für das weströmische Reich ging am Ende des 4. Jahrhunderts von den **germanischen** Stämmen aus.

An der Rheingrenze standen zu diesem Zeitpunkt die Franken, an der Weser die Sachsen, im Norden die Angeln und an der Elbe die Sueben. Außerdem drohten Alamannen, Burgunder, Vandalen und Alanen. Die Größe der einzelnen Stammesgruppen lässt sich schwer schätzen, aber sie werden nie über hunderttausend Köpfe gezählt haben. Es dürften im Mittel eher um die 20.000 gewesen sein. Wenn man bedenkt, dass nur vielleicht ein Viertel von ihnen kampfbereit waren, dann musste das römische Heer, das bestens organisiert war, als überlegen gelten. Allerdings hatte es eine Grenze zu verteidigen, deren Verlauf kaum zu halten war.

Der Einbruch der sogenannten Barbaren erfolgte zu Beginn des 5. Jahrhunderts. In der Silvesternacht 406 überschritten zum ersten Mal germanische Stämme den zugefrorenen Rhein. Vandalen, verbündet mit Alanen und Sueben, setzten über, von da an gab es keinen ernsthaften Widerstand mehr.

Ganz Gallien stand ihnen nun offen und sie zogen plündernd weiter über die Pyrenäen bis nach Spanien.

416 wurden die **Vandalen** von den Westgoten attackiert und stark dezimiert. Sie zogen sich in die Küstenstädte zurück und begannen eine Flotte aufzubauen. Ziel ihres Führers Geiserich war es, nach Afrika überzusetzen und Nordafrika zu erobern. Diese Kornkammer des Römischen Reiches versprach bestes Siedlungsland für seine Leute. 429 setzten die Vandalen über und stießen auf wenig Widerstand.

Damit war die römische Provinz Africa eingenommen (das entspricht etwa dem heutigen Tunesien, Teilen Algeriens sowie Libyens), dazu kamen später noch die Balearen, Korsika und Sardinien. Auch Karthago wurde erobert. In Nordafrika richteten sich die Vandalen dauerhaft ein. Das Land blühte weiter auf, der Handel florierte und die Vandalen genossen den römischen Lebensstil. Nachdem ihnen auch noch eine starke römische Flotte in die Hände gefallen war, konnten sie nun Teile des Mittelmeers kontrollieren und waren somit eine ständige Bedrohung der Anrainer-Staaten. So setzten sie Mitte des Jahrhunderts nach Italien über und eroberten im Jahr 455 Rom.

Wir alle kennen den abwertenden Ausdruck, dass jemand "haust wie ein Vandale". Aus der Forschung wissen wir aber mittlerweile, dass die Vandalen nicht so barbarisch waren, wie immer angenommen. Gerade im letzten Jahr hat eine Ausstellung gezeigt, dass es eine zwar römisch geprägte, aber dennoch eigenständige vandalische Kultur gegeben hat. Ostrom wollte die Herrschaft der Vandalen auf Dauer nicht dulden. 533 gelang es einem oströmischen Heer, einen deutlichen Sieg zu erringen. Damit war die Provinz Africa wieder römisch und blieb dies bis zur Mitte des 7. Jahrhunderts.

Blicken wir nun auf die **Franken**. Sie waren ein Zusammenschluss verschiedener Stämme, die bereits früh als *foederati* der Römer unterschiedliche Aufgaben wahrnah-

Das Mittelalter

men. Sie nutzten die wirre Lage des beginnenden 5. Jahrhunderts in Gallien und expandierten im Moselgebiet und am Niederrhein. Später gingen sie über den Rhein und nahmen u.a. Mainz und andere Städte ein. Insbesondere unter ihrem Führer **Chlodwig** konnten die



Franken ihr Herrschaftsgebiet noch weiter ausdehnen. Chlodwig führte Kriege gegen die Westgoten und gegen die Alamannen und sicherte damit den Franken eine beherrschende Stellung in Gallien. Er legte das Fundament für die erfolgreichste Reichsgründung auf germanisch-römischem Boden. Wie erfolgreich diese Reichsgründung war, das werden uns die nächsten Veranstaltungen zeigen. In meinem nächsten Vortrag in zwei Wochen wird das Frankenreich im Mittelpunkt stehen. Blicken wir abschließend noch kurz auf drei weitere Entwicklungsschwerpunkte.

Die **Burgunder**, die sich ursprünglich am Mittelrhein niedergelassen hatten, siedelten später als römische Föderaten in der Nähe des Genfer Sees und gründeten dort ein neues Reich. Sie blieben stets treue Verbündete Roms, nutzten aber die unsteten Zeiten der Völkerwanderung, um ihr Reich in Richtung der Stadt Lyon auszudehnen. Sie konnten ihren Machtbereich bis fast zur Mitte des 6. Jahrhunderts verteidigen, ehe sie in das Frankenreich integriert wurden.

Einen ganz anderen Verlauf nahm die Entwicklung bei den **Angeln**, den **Sachsen** und den **Jüten**. Sie wendeten sich Britannien zu. Unter dem zunehmenden Druck der Ereignisse zu Beginn des 4. Jahrhunderts war ganz Britannien schon von römischen Truppen verlassen worden und bot jetzt quasi das ideale Vakuum, das es zu besetzen galt. Alle drei Stämme sickerten nach und nach

Chlodwig I. (466 - 511) (Phantasiebild)





in das britische Festland ein. Dies nur als Hintergrundinformation, da wir uns mit dem Inselreich weniger beschäftigen werden!

Kommen wir abschließend zu den Langobarden. Diese hatten sich – wahrscheinlich zu Beginn des 5.

Jahrhunderts – im Raum des heutigen Böhmen angesiedelt. 568 zogen sie nach Norditalien. Die Gegenwehr der oströmischen Truppen war ausgesprochen schwach, da nur wenige Einheiten in Italien stationiert waren. Mit dem Zug der Langobarden nach Italien fand die Völkerwanderung ihren Abschluss. Am Ende der Spätantike blieben von den vielen neuen Gebilden, die sich auf römischen Gebiet angesiedelt hatten, nur drei übrig: Das Reich der Franken, das der Langobarden und das der Angelsachsen in Britannien.

Die Völkerwanderung hatte letztendlich zur Auflösung des weströmischen Reiches geführt. In den Wirren dieser Zeit war – fast nebenbei – das Kaisertum des Reiches untergegangen. **Odoaker**, ein in römischen Diensten stehender Heerführer germanischer Abstammung, rebellierte im August 476 gegen den Kaiser Romulus Augustus und setzte ihn ab. Er sandte den kaiserlichen Ornat nach Konstantinopel, verbunden mit der Botschaft, man brauche keinen eigenen Kaiser mehr. Er selbst ernannte sich zum **König Italiens** und wurde 480 de facto von Ostrom anerkannt. Dies war nichts weiter als eine kleine Episode in der Geschichte des Untergangs des weströmischen Reiches.

Fragt man nach den **Gründen für den Niedergang** des weströmischen Reiches, drängt sich zunächst die einfache Antwort auf, die ältere Forschungen in den Mittelpunkt gestellt haben und die sich noch heute hält: Es sei die Dekadenz gewesen, die den Verfall und den Untergang verursacht hätte. Selbstverständlich hat es

in den römischen Oberschichten dekadentes Verhalten in großem Umfang gegeben, aber dies als Ursache zu sehen, wird von der neuen Forschung abgelehnt. Sonst hätte wohl auch das oströmische Reich untergehen müssen, unterschied es sich doch in der Lebensart wenig vom Westen.

Auch die zentrale Bedeutung des Christentums als Ursache ist wohl nicht haltbar. Entscheidend war vielmehr, dass die innere Verwaltung nicht mehr funktionierte und damit die Struktur des Staates destabilisiert wurde. Dazu kam, dass es im Westen des Reiches ein erheblich zu niedriges Steueraufkommen gab. Die Befreiung vor allen Dingen weiter Teile der Großgrundbesitzer von Steuerzahlungen schwächte den Staat und erschwerte die Unterhaltung von Truppen. Des Weiteren hatte Westrom im Gegensatz zum anderen Reichsteil eine extrem lange Grenzstrecke zu verteidigen. Mangelnde wirtschaftliche Kapazität führte dazu, dass diese Linien entsprechend geschwächt waren. Mit dem Einfall der Vandalen nach Afrika und dem daraus resultierenden weiteren Rückgang der Steuereinnahmen verstärkte sich das Problem zusätzlich. Es waren also eher wirtschaftliche Gründe, die zur Schwächung des Reiches und seinem Zerfall beigetragen haben.

Mit dem Untergang des weströmischen Reiches einher geht der Verfall von Kultur und Wissenschaft. War Westeuropa zur Römerzeit das Zentrum der Kultur, so begann nun eine Zeit, in der die germanischen Stämme, die nicht über eine Hochkultur verfügten, das Bild bestimmten. Am Ende der Antike gab es drei Regionen in der Welt, die Wissenschaft, Kunst und Kultur prägen sollten: Ostrom, China, und die arabische Welt.

Dies war ein Parforce-Ritt durch die Zeit der Völkerwanderung. Mit dem Thema hätte man mühelos eine ganze Reihe füllen können – aber da liegen noch andere Themen an!

Kirchen- und Religionsgeschichte: Spätantike und Übergangszeit (303 - 529)

An den Anfang einer Darstellung der Kirchengeschichte des Mittelalters gehört zwingend eine – wenn auch aus Zeitgründen äußerst gedrängte – Zusammenfassung der für das Frühchristentum so entscheidenden und prägenden Ereignisse während der Epoche, die man landläufig als Spätantike bezeichnet.

Dieser Epochenbegriff umfasst, zumindest im vorliegenden Kontext, einerseits die letzten beiden Jahrhunderte des Weströmischen Reiches, welches im Jahre 476 mit der Absetzung seines letzten Kaisers durch einen germanischen Offizier sein Ende fand.

Andererseits kennzeichnet er eine Phase des Übergangs, in der das Christentum sich anschickte, die Organisationsstrukturen zu entwickeln und zu festigen, welche das politische, soziale und geistige Klima während des darauf folgenden Jahrtausends bis zum Beginn der Reformation entscheidend bestimmen sollten. Will man nun diese auf das Frühmittelalter hinführende Übergangszeit mit konkreten Daten belegen und dadurch eingrenzen, so stößt man häufig auf die Jahre 303 bzw. 529, welche einen einigermaßen verlässlichen Zeitrahmen abgeben. In diese Epoche fallen etwa die letzte große Christenverfolgung, die kurz darauf sich anschließende "Konstantinische Wende", ferner der endgültige Sieg des Christentums durch die kaiserlich dekretierte

Bestimmung als verbindliche Staatsreligion, aber auch die folgenschweren innerkirchlichen, dogmatischen Auseinandersetzungen, welche die frühe christliche Kirche erschütterten.

Wir werden ferner Zeugen der endgültigen Akzeptanz des römisch-katholischen Glaubens in weiten Teilen West- und Mitteleuropas und erleben schließlich den eigentlichen Beginn des abendländischen Mönchtums durch die Gründung eines Benediktinerklosters auf dem Monte Cassino im bereits erwähnten Epochenjahr 529. Von diesen Ereignissen soll im Folgenden kurz die Rede sein.

Im Februar des Jahres 303 geschieht das für die meisten damaligen Menschen Unfassbare: völlig unerwartet befiehlt der in der westkleinasiatischen Stadt Nikomedia residierende Kaiser **Diokletian** mit rigoroser Härte gegen Christen vorzugehen und zwar ohne Rücksicht auf Rang, Stand, Alter oder Geschlecht. Das kaiserliche Edikt ordnete u.a. an: die völlige Zerstörung christlicher Kirchen einschließlich aller heiligen Bilder und Kultgegenstände, die Aberkennung der staatsbürgerlichen Rechte für alle bekennenden Christen, der Verlust aller Ämter und Privilegien für Funktionsträger der Kirche (Bischöfe, Presbyter, Diakone etc.), das Verbot sämtlicher religiöser Zusammenkünfte, die Versklavung der im kaiserlichen

Haushalt tätigen Christen und anderes mehr. Diese Maßnahmen trafen die Christen völlig unvorbereitet, waren sie doch zu diesem Zeitpunkt fast ein halbes Jahrhundert nahezu unbehelligt geblieben. Weitere Edikte folgten, die insbesondere auch Opferhandlungen im Rahmen des Kaiserkultes im gesamten Reich anordneten; bei Nichtbefolgung drohten Folter, Hinrichtung oder Zwangsarbeit.

Die durch die Edikte angeheizte **Pogromstimmung** eskalierte und führte oftmals zu regelrechten Gewaltorgien: massenhafte Hinrichtungen, bestialische Quälereien, auch begangen an Frauen und Kindern, Deportation und Versklavung sowie die systematische Zerstörung christlicher Kulturgüter gehörten in den folgenden rund zehn Jahren zum grausigen Alltag, zumindest für die im Osten des Reichs lebenden Christen.

In den westlichen Provinzen, insbesondere in Spanien, Gallien und Britannien, führte man die Verfolgungsmaßnahmen eher halbherzig durch. Etwa ab 305 beschränkte man sich dort zumeist auf die Zerstörung von Kirchen und Sachwerten.

Über die Beweggründe und Ziele Diokletians bzw. seines Nachfolgers im Osten, Galerius, ist viel gerätselt und spekuliert worden. Wahrscheinlich sah man, wie schon einmal in der Mitte des 3. Jahrhunderts, in dem langsam aber stetig aufstrebenden Christentum, das man politisch für illoyal hielt, eine Gefährdung der imperialen Herrschaft und damit des gesamten Reichs überhaupt.

Wie auch immer: zehn Jahre nach Beginn der Verfolgungen sollte der grausame Spuk endgültig vorüber sein. Im Frühsommer 313 erließen der kurz zuvor an die Macht gekommene Kaiser **Konstantin** und sein Mitregent Lici-

nius das sog. Toleranzedikt von Mailand, wodurch das Christentum volle Religionsfreiheit und Gleichstellung mit anderen Religionen erlangte. Mit dem Mailänder Edikt begann das, was speziell Kirchenhistoriker später als die "Konstantinische Wende" bezeichneten. Mit dem zielstrebigen und vorausschauenden Eingreifen des Imperators endeten für die frühe Christenheit definitiv nicht nur Angriffe und Bedrohungen von außen.

Konstantin förderte und privilegierte in der Folgezeit die junge christliche Kirche in vielfältiger Weise: Anerkennung der bischöflichen Gerichtsbarkeit neben der staatlichen, Unterstützung des Klerus durch Freistellung von öffentlichen Dienstleistungen, Abschaffung der brutalen und entwürdigenden Kreuzigungsstrafe sowie Einführung des Sonntags als Feiertag sind nur einige der hier zu nennenden kaiserlichen Wohltaten.

Konstantin engagierte sich jedoch vor allem auch als Wahrer und Förderer der

Das Mittelalter

kirchlichen Einheit. So griff er aktiv in eine innerkirchliche Streitigkeit ein, die zu einer regelrechten Zerreißprobe für die frühe Christenheit werden sollte und die aufgrund ihrer überragenden dogmatischen Bedeutung geeignet war, eine Kirchenspaltung herbeizuführen.



Bereits im Laufe des 3. Jahrhunderts war es zu erbitterten theologischen Auseinandersetzungen über die Frage gekommen, wie das Verhältnis Christi zu Gott-Vater zu beurteilen sei.

Der Streit betraf also die Trinitätslehre unmittelbar. Insbesondere Arius (ca. 260-336), ein in Alexandria lebender Theologe und Priester lehrte, dass Christus seinem Vater unter- bzw. nachgeordnet sei. Dies ergebe sich daraus, dass der Sohn nicht ewig sei, sondern dass es eine Zeit gegeben habe, in welcher er noch nicht existierte. Christus sei vom Vater auf Grund göttlichen Willens geschaffen worden und könne somit, da nachrangig, nicht als Gott im vollgültigen Sinne angesehen werden. Diese Lehre war natürlich mit der herrschenden katholischen Auffassung von der Einheit von Gott-Vater und Sohn völlig unvereinbar, hieß es doch bereits im Prolog zum Johannes-Evangelium: "Am Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und das Wort war Gott (Joh 1,1)." Das Wort (griech.: Logos), also der Sohn Gottes, hat hiernach eben keinen Anfang, sondern ist der Anfang, mithin also ewig und damit auch nicht von Gott "geschaffen", wie Arius meinte.

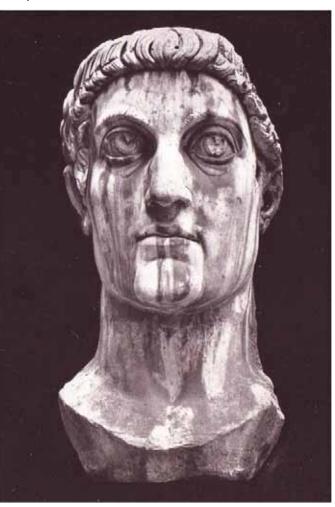
Bereits im Jahre 318 war er wegen dieser Lehre von einer Synode exkommuniziert worden. Doch der auf-

müpfige Priester ließ nicht locker, konnte er doch auf die Unterstützung einiger einflussreicher Bischöfe im Osten des Reiches bauen; im Westen hingegen konnte der **Arianismus** nie recht Fuß fassen.

Als es Kaiser Konstantin ab 324 gelungen war, Alleinherrscher im Imperium Romanum zu werden, schaltete er sich in den inzwischen eskalierten Streit ein.

Er versuchte zunächst, durch den Austausch "diplomatischer Noten" zu schlichten, jedoch vergeblich. Als auch die Entsendung eines kaiserlichen Gesandten nichts fruchtete, berief er im Jahre 325 das erste ökumenische Konzil der Kirchengeschichte ein. "Ökumenisch" bedeutet im griechischen Sprachgebrauch an sich "die ganze bewohnte Erde betreffend", hier also unter reichsweiter Beteiligung der kirchlichen Funktionsträger. In der westkleinasiatischen Stadt Nizäa versammelten sich ca. 250 Bischöfe unter dem Vorsitz des Kaisers, um die







Streitfrage zu entscheiden. Nach zweimonatigen Verhandlungen wurde die Lehre des Arius als häretisch eingestuft und dieser erneut aus der Kirche ausgeschlossen. Zusätzlich formulierte das Konzil zur Klarstellung ein Glaubensbekenntnis, genannt

"Nizänum", in welchem in scharfer Abgrenzung zur arianischen Lehre Christus als "wahrer Gott vom wahren Gott und wesensgleich mit dem Vater" bezeichnet wird. Konstantin lässt dieses Bekenntnis sofort als Reichsgesetz verkünden, was die politische Dimension der kaiserlichen Intervention überdeutlich macht: eine Kirchenspaltung wegen dieser dogmatischen Streitfrage hätte eine erfolgreiche politische Integration des aufstrebenden Christentums erschweren, wenn nicht sogar verhindern und so zu einer Gefährdung der Reichseinheit führen können. In dieser klugen und im Hinblick auf das zu erwartende spätere Obsiegen der neuen Religion geradezu als visionär zu bezeichnenden Einschätzung liegt vielleicht die eigentliche Genialität des Imperators, die den in der Geschichte bisweilen hochtrabend klingenden Titel "der Große" am ehesten zu rechtfertigen vermag. Inwieweit

Konzil von Nicaea, Fresco um 1600, Vatikanische Bibliothek, Rom. Im Vordergrund links, sitzend, Kaiser Konstantin.



die durch das Konzil vorgenommene christologische Festlegung auch der inneren Überzeugung des Konstantin entsprach, mag an dieser Stelle dahinstehen; jedenfalls empfing er noch kurz vor seinem Tod im Jahre 337 mit großer Wahrscheinlichkeit die Taufe.

Der Streit um die arianische Lehre war allerdings auch durch das Konzil von Nizäa noch nicht endgültig beseitigt, zumal Konstantin in der Folgezeit versuchte, Arius und seine Anhänger wieder mit der Kirche zu versöhnen. Auch seine Söhne und Nachfolger Constans und Constantius II., nahmen hierzu teilweise unterschiedliche Positionen ein.

Erst unter der Herrschaft des Kaisers **Theodosius** ab 379 verwarf das **Konzil von Konstantinopel** im Jahre 381 den Arianismus endgültig und erklärte die noch verbliebenen Anhänger dieser Lehre zu Häretikern. Weitere innerkirchliche Auseinandersetzungen stellten das spätantike Christentum zusätzlich auf die Probe. Erwähnt sei hier zunächst der **Donatismus**, bei dem es innerhalb der nordafricanischen Kirche um die Frage ging, inwieweit die Weihung eines Bischofs von Karthago namens Caecilianus und die von diesem gespendeten Sakramente wirksam seien, da die Weihung durch dessen Amtsvorgänger makelbehaftet gewesen sei, da jener während der Christenverfolgung unter Diokletian heilige Schriften an die römischen Behörden ausgeliefert hätte. Der schließlich als Gegenbischof von Karthago

eingesetzte Priester Donatus opponierte gegen Kaiser Konstantin, worauf dieser – ebenso wie einige seiner Nachfolger – mit Repressionen und Verbannung von Anhängern des Donatus reagierte. Dieser Streit sollte die africanische Kirche bis ins 5. Jahrhundert hinein spalten.

Der große Kirchenlehrer **Augustinus** (354-430), der nach seiner Bekehrung und Taufe im Jahre 396 zum Bischof von Hippo Regius, im heutigen Algerien gelegen, ernannt worden war, konnte sich am Ort seines Wirkens selbst ein Bild von den erbittert streitenden Parteien machen, die nicht selten auch vor Gewalt gegen Menschen und kirchliche Einrichtungen nicht zurückschreckten. Sämtliche Vermittlungsversuche des von glühender Liebe zu seiner "Mutter-Kirche" durchdrungenen Bischofs und Seelsorgers scheiterten. Augustinus wurde zusätzlich etwa ab 410 in eine weitere, nicht weniger heftige theologische Kontroverse verwickelt, die sich um so wichtige Fragen drehte, wie es um die menschliche Willensfreiheit sowie um die Möglichkeit, zwischen Gut und Böse zu wählen, bestellt sei.

Eng damit verflochten waren die unterschiedlichen Auffassungen von der Existenz der Ur- bzw. **Erbsünde** einerseits und der grundsätzlichen Sündlosigkeit des

Menschen bei der Geburt andererseits. Pelagius, ein in Britannien geborener Mönch, der in Rom lebte und arbeitete, hatte unter Mithilfe eines Weggefährten namens Coelestin insbesondere in Karthago die Lehre verbreitet, dass es keine Erbsünde gebe, da die Natur vererbt würde, nicht aber die Gesinnung, welche allein sündhaft sein könne. Ferner sei der Mensch aufgrund der von Gott gewährten Gnade der Willensfreiheit in der Lage, sich für das Gute

zu entscheiden und so die Gebote Gottes zu beachten. In äußerst scharfer Abgrenzung dazu vertrat Augustinus die Auffassung, der Mensch sei seit dem Sündenfall regelrecht dazu verdammt, der Sünde zu erliegen. Allein durch die Gnade Gottes, niemals jedoch durch eigenes Bemühen könne der Mensch diesem Teufelskreis entfliehen, wobei Gott mehr oder weniger grundlos dem einem diese Gnade gewähre, einem anderen jedoch nicht. Warum Gott letztlich einige zum ewigen Heil führe, andere hingegen zum Unheil, sei, so Augustinus, dem menschlichen Erkenntnisvermögen entzogen.

Hier begegnet uns in bereits zugespitzter Form die Lehre von der Vorherbestimmtheit ("*Prädestination"*), die später bei einigen Reformatoren, insbesondere bei Calvin, zu einem Grundpfeiler des theologischen Denkens wurde. Die eigentliche Streitfrage war damit jedoch noch lange nicht vom Tisch, wie eben das Beispiel Calvin rund ein Jahrtausend später zeigen sollte.

Die bislang erwähnten theologischen Richtungskämpfe und Dispute stellen lediglich eine beschränkte Auswahl dar; viele andere müssen hier aus Platzgründen unerwähnt bleiben. Ziehen wir eine kurzes, vorläufiges Fazit: Zwischen dem 4. und 6. Jahrhundert hatte die frühe katholische Kirche folgenschwere Auseinandersetzungen zu überstehen, die bisweilen fast zu einer

Spaltung der Christenheit geführt hätten. Vielleicht war es der trotzig-asketisch anmutende dogmatische Beharrungswille sowie der oft auch die Grenze zur Intoleranz und Verfolgungsmentalität überschreitende Rigorismus, welche genau dies verhinderten und den Weg zu einer mittlerweile 2000-jährigen Geschichte ebneten, welche man – je nach Standpunkt – auch als Erfolgsgeschichte bezeichnen kann.

Wie auch immer: Unaufhaltsam schritt man auf diesem Weg, der letztlich zu einem christlich dominierten Europa führen sollte, weiter: In den Jahren 391/92 verfügte der römische Kaiser **Theodosius** – auch ihn sollte man später "den Großen" nennen – ein Verbot aller heidnischen Kulte und die Schließung ihrer Tempel und Heiligtümer.

Das Christentum war damit, zumindest de jure, zur verbindlichen Staatsreligion avanciert. Nicht einmal ein Jahrhundert war seit Beginn der letzten großen Christenverfolgung vergangen. Der sich im Laufe des 5. Jahrhunderts abzeichnende und schließlich durch germanische Heerführer auch herbeigeführte Zusammenbruch des Weströmischen Reiches sollte sich auf den weiteren Siegeszug des Christentums nicht negativ auswirken; eher scheint das Gegenteil der Fall gewesen zu sein. Zahlreiche germanische Stämme und Völkerschaften waren bereits während des 4. Jahrhunderts im Zuge der Völkerwanderung oder sonstiger, auch schon früher einsetzender Migrationsbewegungen mit dem Christentum in Berührung gekommen und hatten die neue Religion für sich als verbindlich akzeptiert, freilich zumeist in der Form des arianischen Bekenntnisses.

So hatten sich etwa die Ostgoten im Laufe des 4. Jahrhunderts dem arianischen Christentum zugewandt. Der Lehre des Arius waren u.a. auch Westgoten, Vandalen. Burgunder und Langobarden gefolgt. Der Grund hierfür mag auch mit der Absicht verbunden gewesen sein, eine spezifisch germanische Identität zu wahren. Allerdings konnte keines dieser Völker ein dauerhaftes Reich in Europa oder an dessen Peripherie begründen.

Die bedeutsamste Ausnahme hiervon bildeten die Fran-

ken. Unter ihrem König **Chlodwig** (482-511) hatten sie innerhalb von drei Jahrzehnten ein Großreich geschaffen, das weite Teile des heutigen Frankreich umfasste. Nach einem entscheidenden militärischen Sieg über die Alemannen, die sich seit der Mitte des 5. Jahrhunderts auch im Elsass und der Nordschweiz festgesetzt hatten, tat Chlodwig einen für die Geschichte West- und Mitteleuropas entscheidenden Schritt: im Jahre 498 empfing er zusammen mit mehreren tausend Gefolgsleuten aus der Hand von **Bischof Remigius**

Das Mittelalter

zu Reims die Taufe und trat zum römisch-katholischen Glauben über. Dies bedeutete die endgültige Entscheidung eines mächtigen Germanenstammes gegen den Arianismus oder heidnische Götterkulte. Dieses Ereignis markiert den Beginn des christlich geprägten

den Beginn des christlich geprägten Frühmittelalters in Europa, auch wenn die Christianisierung im gesamten späteren Frankenreich noch einmal rund drei Jahrhunderte in Anspruch nehmen sollte.

Nur wenige Jahre nach der "Massentaufe" von Reims vollzog sich auf dem Monte Cassino, ca. 100 Km südöstlich von Rom, ein weiteres Geschehen, durch das sich der Beginn einer neuen Epoche ähnlich klar manifestierte

Der Mönch **Benedikt von Nursia** gründet dort im Jahre 529 das erste Kloster auf abendländischem Boden, welches seine Mitglieder nach einer festen Regel ("Regula Benedicti") neben Gebet und religiöser Erbauung zu regelmäßiger Arbeit verpflichtete, wozu der Erwerb des täglichen Brotes und der sonstigen existenzsichernden Dinge ebenso gehörten wie Studium und Gelehrsamkeit in Skriptorien und Bibliotheken.

Das **Mönchtum** erhielt hier seine verbindliche Gestalt und Form und wurde so neben der bischöflich organisierten Kirche zu einer wichtigen Stütze für das abendländische Christentum.

Ist es ein bloßer Zufall der Geschichte, dass zeitgleich mit dieser Klostergründung die Schließung der platonischen Akademie in Athen erfolgte?

Zufall oder nicht: die Zusammenschau dieser beiden Ereignisse lässt jedenfalls keine Zweifel mehr daran, dass damit ein neues Kapitel in der europäischen Geistesund Kulturgeschichte aufgeschlagen war.

Gehen wir zum Abschluss noch kurz auf eine in diesem historischen Kontext häufig gestellte Frage ein: Wie kam es eigentlich zu jenem fulminanten Siegeszug des Christentums während der vier bis fünf Jahrhunderte nach der Zeitenwende? Wie war es möglich, dass aus

einer kleinen jüdischen Sekte innerhalb eines vergleichsweise kurzen Zeitraums eine Religionsgemeinschaft mit Anspruch auf Allgemeingültigkeit und Verbindlichkeit werden konnte und dies, obwohl es in jener Epoche von konkurrierenden Religionen, Götterkulten und mystischen Geheimlehren nur so wimmelte? Hierzu nur einige wenige Andeutungen: Das Christentum war



Taufe des Merowingerkönigs Chlodwig durch Bischof Remigius von Reims; Miniatur um 1250

von Beginn an eine Religion, die niemanden ausgrenzte, sondern jedem offen stand, der sich zu Jesus Christus bekannte, gleichviel an wen oder was er vor seinem Übertritt geglaubt hatte.

Dies verdankte die neue und zahlenmäßig zunächst völlig unbedeutende christliche Gemeinde dem genialen Visionär **Paulus**, der gegen vielerlei Widerstände aus den eigenen Reihen den Weg für eine umfassende Heidenmission geebnet hatte. Vor allem die sozial in jeder Hinsicht Unterprivilegierten, von denen es viele gab in einer Gesellschaft, die von einer verschwindend kleinen Minderheit von Mächtigen, Reichen und Superreichen dominiert wurde, fanden bei den Christen, die ja selbst im Regelfall zu den "kleinen Leuten" zählten, Anerkennung und Aufnahme.

Hinzu kam, dass im Gegensatz zu anderen Religionen **Frauen** eine überaus bedeutende Rolle spielten. Sie nahmen wichtige und unverzichtbare Funktionen in den bereits früh vorhandenen sozialen und gesellschaftlichen Netzwerken der Christen ein, was sicherlich auch als ein

Reflex ihrer besonderen Liebes- und Empathiefähigkeit gesehen wurde. Liebe und Barmherzigkeit wurden also nicht nur gepredigt, sondern auch gelebt. Die Betreuung und oft auch aufopferungsvolle Fürsorge für Mitglieder der damals typischen Rand- und Risikogruppen, wie Witwen, Waisen, Kranke, Versehrte und Gefangene beeindruckte viele Menschen tief.

Entscheidend aber dürfte die im Mittelpunkt der christlichen Botschaft stehende Verheißung von Hoffnung auf das Ende allen Leids, Auferstehung und ewigem Leben gewesen sein, welche die Menschen förmlich ins Mark traf, in einer Zeit, die von Umbrüchen, Erschütterungen, Not und Katastrophen bestimmt war. Und überhaupt: Bewies nicht zuletzt der unaufhaltsame Aufstieg der Christen, dass deren Gott der Stärkere war und die seit Urzeiten verehrten alten Gottheiten ihre Macht und Strahlkraft eingebüßt hatten? Und hatte nicht schon Kaiser Konstantin selbst im Zeichen des neuen Christengottes den alles entscheidenden Sieg errungen? All dem hatten die überkommenen heidnischen Götter und der formalisierte und weitgehend ent-emotionalisierte römische Staatskult auf Dauer nichts mehr entgegenzusetzen.

Musikgeschichte: Auf den Spuren der Antike

Der 1. Abend unseres Mittelalter-Projektes ist dem Übergang von der Antike zum Mittelalter gewidmet; so auch in der Musikgeschichte.

Anders als in der Geschichtswissenschaft, der Kunst und Architektur, stellt die Musikgeschichte dieser Zeit ein sehr wenig erforschtes Gebiet dar.

Das mag z. T. auch daran liegen, dass außer einigen Musikinstrumenten und frühen Aufzeichnungen, keinerlei Notensystem vorhanden war. Somit ist der Klang der Werke nicht überliefert. Nachbauten antiker oder frühmittelalterlicher Musikinstrumente geben zwar die Klangmöglichkeiten, nicht jedoch die Art des Spiels wieder. Das gilt umso mehr für den Gesang.

Ich werde also versuchen, die musikalischen Vorläufer aus der antiken Welt zusammenzufassen. Leider gibt es nur ganz wenige Musikbeispiele dazu. Auch dann sind sie nur nachempfunden, das müssen wir berücksichtigen. Erst mit der Gregorianik fängt eine realistische musikalische Noten-Überlieferung an.

Vielleicht etwas zu den **Noten**. Man müsste genaugenommen Notation sagen.

Darunter versteht man in der Musik das grafische Festhalten von musikalischen Parametern wie Tonhöhe, -dauer und -lautstärke in einer dazu entwickelten Notenschrift, im Sinne einer Kodifizierung. Sie dient einerseits dazu, bereits bekannte Musikstücke schriftlich zu dokumentieren, und ersetzt so zum Teil die tradierte Überlieferung durch Vorspielen oder Vorsingen. Damit sage ich ihnen natürlich nichts neues. Doch daran sehen wir, wie wichtig so ein System sein kann, das nahezu alles festlegt. Aber, Gustav Mahler hat einmal gesagt: in den Noten stehe alles drin, nur nicht das Wesentliche. Doch kommen wir kurz zur Entwicklung der Notation.

Vieles deutet darauf hin, dass es schon im 3. Jahrtausend v. Chr. in **Ägypten** eine Art Notenschrift gab. Aber auch andere, auch außereuropäische Völker versuchten, Musik schriftlich festzuhalten. Davon ist aber nichts überliefert. Erst aus der griechischen Antike ist eine

schwach entwickelte Notation erhalten. Sie wird auf die Zeit zwischen dem 7. Jh. v. Chr. und 250 v. Chr. datiert. Es handelt sich dabei um Buchstaben – möglicherweise nach den Saiten der **Kithara** benannt – für die Tonhöhe und markierte mit darüber geschriebenen Symbolen die Tondauer.

Es ist das Seikilos-Epitaph, das im 2. Jh. v. Chr. auf einem Grabstein in der Nähe von Ephesos angebracht war.

Mit dem Ende des römischen Reiches ging auch die Kenntnis der griechischen Notation verloren. Ihre spätere Entzifferung war nur mit Hilfe römischer musiktheoretischer Schriften aus den ersten nachchristlichen Jahrhunderten möglich.

Die arabische Notenschrift, die ab dem 13. Jh. in Gebrauch war, wurzelte vor allem in der dort noch überlieferten griechischen Tradition, entfaltete sich aber kaum weiter, da der improvisatorische Charakter der Musik überwog. Das genauere Notensystem entwickelte sich in Europa auch deshalb, weil die freiere, improvisierte Musik zugunsten der kirchlichen Tradition der komponierten und rituell wiederholbaren Psalmodien und Choräle in den Hintergrund geriet. Aber darauf kommen wir später noch zu sprechen.

In der Mitte des 9. Jhs. entwickelte sich in europäischen Klöstern eine neue Art der Notenschrift für die gregorianischen Gesänge. Die Mönche waren fast die einzigen Menschen Mitteleuropas, die Lesen und Schreiben konnten. Als notenähnliche Symbole wurden **Neume** benutzt, welche man über den Text notierte. Neumen (von griech. neuma = Wink) sind grafische Zeichen, Figuren oder Symbole, die seit dem 9. Jh. zur musikalischen Notation verwendet wurden. Sie stellten die Verbildlichung der Winkbewegungen des Chorleiters oder des Sängers dar. So stand eine einzelne Neume für eine bestimmte melodische Floskel. In verschiedenen Ländern und Klöstern wurden allerdings unterschiedliche grafische Zeichen verwendet. Die älteste Quelle dieser Notation findet sich um 850. Früher datierende Fragmente visigotischer Neu-

men von der Iberischen Halbinsel konnten noch nicht entziffert werden. Aus dem Ende des 12. Jhs. stammt das unten abgebildete "Lambacher Missale", dessen Original im Stift Melk liegt.

Lambacher Missale, 12. Jh. mit Neumen über dem Text



Mit der weiteren Entwicklung der Notation werden wir uns am nächsten Abend beschäftigen. Sonst sind wir unserer Zeit voraus.

Kommen wir nun zu den antiken und vormittelalterlichen **Musiktraditionen**. Ich möchte hier nur auf einige wenige Hochkulturen eingehen.

Der **Ursprung der Musik**, wird bei fast allen Völkern des Altertums von einer Gottheit hergeleitet, infolgedessen ihnen allen die Musik als bildend und veredelnd, unter Umständen auch als Wunder wirkend gilt.

So herrschte in der **altindischen Mythologie** im 1. Jahrtausend v. Chr. die Anschauung, in Brahma nicht nur den obersten der Götter, sondern auch den Schöpfer der Musik und in seinem Sohn Narada den Erfinder des nationalen Musikinstruments Vina, einem Lauteninstrument, zu verehren. Verschiedene Vina-Arten sind heute in Indien noch in Gebrauch.

Wie alle Kulturen der Antike schrieb auch die altindische Kultur der Musik eine enorme Kraft zu. Die Inder entwickelten dabei einen fast unbegrenzten Reichtum an Intervallen und Tonarten. Es gibt noch eine fast ungebrochene Musiktradition Indiens.

Musiker wie Ravi Shankar (1920-2012), der mit seinem Lauteninstrument Sita seit den späten 1950er Jahren den westlichen Musikmarkt eroberte, steht in dieser Tradition, obwohl sich die Vina von der Sita durch die Bünde, ja oder nein, unterscheiden.

Das Mittelalter

Die Musik nahm auch im alten **China** im öffentlichen Leben eine hervorragende Stellung ein; man erkannte in ihr ein wirksames Mittel zur Beförderung der Sittlichkeit, und der weiseste aller chinesischen Gesetzgeber, Konfuzius, behauptete 500 v. Chr. sogar, wenn



man wissen wolle, ob ein Land wohl regiert und gut gesittet sei, so müsse man seine Musik hören. Dem mag man heute noch zustimmen.

Ähnlich der in Europa gängigen Einteilung in vier verschiedene Klangerzeuger (Holz, Blech etc.) werden in China die Instrumente nach dem Material klassifiziert, aus dem sie zum größten Teil hergestellt werden. Die chinesische Klassifizierung kennt acht solcher Kategorien: Metall, Stein, Erde, Leder, Seide, Kürbis, Bambus und Holz. Die Aufzählung der Materialien macht bereits einen Unterschied zu europäischen Instrumenten deutlich: Instrumente aus Stein, Erde (gemeint ist Ton), Seide oder Bambus gibt es in Europa nicht. Die chinesische Musik, wie auch die anderer asiatischer Kulturen, klingen für uns Europäer daher oft fremd. Die traditionellen Weisen haben sich bis heute z.T. erhalten.

Auch im öffentlichen wie privaten Leben Ägyptens spielte die Musik eine sehr bedeutende Rolle. Auf fast allen Monumenten des Landes finden sich Darstellungen von Sängern, Instrumentalisten und Orchestern. Im alten Ägypten sind Musikaufführungen mit Tanz ebenso nachgewiesen wie bei den Hethitern. Bekannt sind die Zupfinstrumente Leier und Harfe, sowie als Blasinstrumente Flöten und Rohrblattinstrumente. Wie in sämtlichen antiken Hochkulturen wurden auch im alten Ägypten die Melodienverläufe ausschließlich mündlich überliefert und sind daher nicht für uns Heutige nachzuempfinden.

Wie viele Kulturen bis in die Gegenwart keinen eigenen Begriff für Musik kennen, die sie als Einheit aus Tanz, Kult und Sprache auffassen, so bezeichnet das aus der griechischen Antike übernommene μουσική (Mousike) bis ins 4. Jh. v. Chr. eine Einheit von Poesie, Tanz und Tonkunst, aus denen sich letztere durch eine Begriffseinengung löste. Dennoch hat sie ihre enge Beziehung zu Dichtung und Tanz behalten, die im Laufe der abendländischen Musikgeschichte jeweils als bestimmendes Moment hervortraten. Die mathematisch-rationale Musikauffassung wird auf **Pythagoras** (um 570-510 v. Chr.) zurückgeführt, dem nach der Legende "Pythagoras in der Schmiede" durch Hammerschläge die Entdeckung der mathematischen Grundlagen der musikalischen Intervall-Proportionen zugeschrieben wird. Das will ich aber hier nicht beschreiben. Platon (428-348 v. Chr.) und Aristoteles (384-322 v. Chr.) gelten wegen ihrer Beschäftigung mit der ästhetischen Wirkung als Begründer der Musikphilosophie.

Die Theorien dieser griechischen Denker würde einen ganzen Abend oder mehr füllen. Deswegen will ich es mit diesen kurzen Hinweisen bewenden lassen.

In der griechischen Mythologie wird die Erfindung der Instrumente wie der Musik selbst, auch den Göttern zugeschrieben: Apollon, Hermes, Athene und Pan. Obwohl in zahlreichen Schriften der Theoretiker über die Musik der griech. Antike geschrieben wurde, wissen wir auch hier nichts über ihren Klang. Die verschiedenen Instrumente sind praktisch nur als Abbildungen, z. B. auf Gefäßen überliefert. Am bekanntesten sind die beiden Leiern: die Lyra und die Kithara. Als Blasinstrument der

Aulos, eine Flöte, die aus zwei, von einander unabhängigen Rohren bestand. Von der Lyra leitete sich der Begriff Lyrik ab, da Dichtund Tonkunst zumeist vereint vorgetragen wurden. Obwohl wir Heutigen der griechischen Antike viel zu verdanken haben (Demokra-

tie, Philosophie etc.), hatte sie musikalisch kaum Einfluss auf unsere Kultur.

Als Beispiele nachempfundener Musik aus der griechischen Antike möchte ich ihnen zwei Stücke vorspielen. Einmal den Titel "Eros" nach der Lyrik der griech. Dichterin Sappho um 600 v. Chr. In ihren Gedichten spielte die erotische Liebe eine zentrale Rolle. So auch in diesem Titel. Sie hören neben der Sopranstimme das Leierinstrument Barbitos und die Rahmentrommel Tympanon.

Und anschließend den Titel "Nomos M" (etwa Tonart M). Geblasen wird der Aulos, die typisch griechische Doppel-Flöte.



Alkaios und Sappho spielen auf Leiern, attisches Gefäß um 470 v. Chr.

Über die **Musik des antiken Judentums** ist kaum etwas bekannt. Als Blasinstrument ist der Schofar, ein gewundenes Horn eines koscher geschlachteten Widders, überliefert. Der Kirchenvater Hieronymus hat um 400 berichtet, dass die Juden die göttlichen Gebote singen. Noch heute hat der Gesang der Kantoren in den jüdischen Kultusgemeinden eine große Bedeutung.

Kommen wir kurz zur römischen Musikkultur. Die Tonund Dichtkunst stand anfänglich unter dem Einfluss der Griechen. In **Rom** suchte man in der Musik zwar nicht den ethischen, charakterbildenden Wert wie in Griechenland, sie diente aber als unentbehrliche Begleiterin im Kult, bei Leichenfeiern, im Heer und bei Staatsaktionen wie Triumphzügen und auch bei Aufführungen im Zirkus und Amphitheater. Wir finden bei den Römern auch die gleichen Musikinstrumente wie bei den Griechen: v.a. den Aulos und die Leiern. Von den Etruskern übernahmen die Römer die **Tuba** (von lat. tubus), eine gerade Naturtrompete aus Bronze, die besonders im Heerwesen als Signalinstrument Verwendung fand.

Der Lituus war ein weiteres, jetzt gebogenes Blasinstrument aus Bronze, das auch von den Etruskern übernommen wurde. Diese Metallinstrumente wurde im Mittelalter noch in Abwandlungen benutzt: es hieß nun Krummhorn, Schalmei oder Zink. Aber auch unter Lituus taucht das Instrument im Barock (Bach) wieder auf.

Auch die Musik der Römer wurde nicht aufgezeichnet. Hinzu kam, dass diese Musik zu kultischen Anlässen gespielt wurde. Dies wurde von den frühen Christen konsequent abgelehnt. Man versuchte alles, die antike Musiktradition aus dem Gedächtnis der Gläubigen zu streichen. Daher gelangte die römische Musiktradition nicht in das christliche Mittelalter.

Betrachten wir noch die traditionellen Musikformen der Völker der arabischen Welt. Sie erstreckte sich von Nordafrika bis in den Irak und macht in der jahrtausendealten gemeinsamen Kultur der arabischen Völker auch eine homogene Musikkultur deutlich, die sich klar von den europäischen sowie sonstigen afrikanischen oder asiatischen Musikformen abgrenzte. Diese Musik unterscheidet sich von der europäischen durch ein fremdes Tonsystem mit seinen eigenen Intervallstrukturen, den Instrumenten und Ensembleformen. Dem Gesang kam eine weitaus größere Bedeutung zu als in der europäischen Musik. Ein Einfluss auf Europa trat insofern ein, dass die Mauren vom 8. bis ins späte 15. Jh. die iberische Halbinsel besetzt hatten. So finden sich im Flamenco und dem damit verbundenen Gesang arabische Einflüsse wieder. Der freie Teil der Halbinsel, also Portugal kennt diese Musikkultur nicht.

Die altarabische Musiktradition reicht bis in die vorislamische Zeit. Auch danach (7. Jh.) wird sie weitergeführt. Medina (heute in Saudi-Arabien) war Hauptstadt der Araber, auch die der Musik. Im 9. Jh. wird Bagdad die Musikmetropole der arabischen Völker. Hier entwickelt sie sich erstmals weiter. Vertreter der altarabischen Musik-Tradition gingen deshalb nach Cordoba in Spanien und führten sie dort weiter. Hier wird der Grundstein für eine andalusische Musik gelegt, zu der auch der o.g. Flamenco zählt.

Die Eroberungen der Osmanen im Laufe des 13. Jhs. verlagern das arabische Zentrum nach Istanbul. Damit setzt das Ende der altarabischen Musiktradition ein. Das uns bekannteste arabische Instrument war die Oud (al Oud), die Laute, die bis heute gespielt wird und in ihrer Abwandlung und Entwicklung als Gitarre aus der modernen Musik nicht wegzudenken ist. Das Wort Gitarre leitet sich von der griech. Kithara ab.

Kommen wir zum Schluss nun zu den

Al Oud, die arabische Kurzhalslaute

christlichen Klängen der Spätantike und des frühen Mittelalters. Wenn wir uns zuerst der Byzantinischen Kirche zuwenden, dann ist sowohl ein arabischer wie auch ein griechischer Einfluss vorhanden. Das byzantinische Reich bestand von 330 bzw. 395 bis 1453 n. Chr. Auch die christliche Kirche hatte sich hier anders entwickelt als im weströmischen Reich. Im Jahr 1054 kam es zur

endgültigen Trennung von beiden Kirchen, auch großes Schisma genannt.

Die Musik der byzantinischen Kirche stellt die im Dienste der Kirche stehende, streng vokale Musik dar. Sie ist in vielen Handschriften mehr oder weniger genau überliefert.

Als Musikbeispiel möchte ich Ihnen einen byzantinischen **Choral** mit dem Halleluja vorspielen. Der arabische Einfluss ist gut hörbar. Es waren zahlreiche Araber dem Christentum der Ostkirche beigetreten.

Als westliches Gegenbeispiel finden wir den ambrosianischen Choral. Als **Ambrosianischer Gesang** wird eine im 4. Jh. n. Chr. aufgekommene Form der Liturgie und Kirchenmusik bezeichnet, die in der Region um Mailand und in Tälern des Kantons Tessin bis heute erhalten geblieben ist.

Im 4. Jh. kam es in Italien zu liturgischen und musikalischen Reformen. Sie gingen von Rom und Mailand aus. Die Mailänder Reformen wurden nach dem Bischof Ambrosius von Mailand (reg. 374–397) benannt, obwohl sie

Das Mittelalter

erst in späterer Zeit aufgezeichnet wurden. Der Ursprung des Ambrosianischen Gesangs liegt in der Ostkirche, Mailand hatte mehrere griechische Bischöfe.

Zu guter Letzt hören sie einen ambrosianischen Gesang. Er klingt ein

wenig gregorianisch, ist aber noch Jahrhunderte davor entstanden, aber als Vorläufer zu sehen. Sie hören das Lucernarium (Lichtfeier), ein Ritus, der in der altkirchlichen Liturgie jeden Abend abgehalten wurde.

Als **Resümee** möchte ich feststellen, dass von den alten Hochkulturen keine oder nur ansatzweise Notationen erhalten sind. Unter den Kulturen des Mittelmeerraumes fand sicherlich ein kultureller Austausch statt, der sich vor allem bei den Instrumenten, ein wenig wohl auch im Klang niederschlug.

Erst mit der christlichen Kirchenmusik setzt allmählich eine systematische Notation ein.

Philosophie: Das griechische Erbe

Mein philosophisches Thema behandelt an 2 Abenden folgende Fragen: Wie veränderte sich die antike, vor allem griechische Philosophie, in einer immer christlicher werdenden Zeit? Und: Welchen Einfluss hatten diese paganen (so genannten "heidnischen") Denker auf das entstehende Christentum?

Das Christentum wurde 313 zur staatstragenden, 380 zur römischen Staatsreligion, was zur weiteren Folge hatte, dass 391 alle anderen Kulte bei Androhung der Todesstrafe verboten wurden.

Diese Zeit der Spätantike war geprägt von der so genannten "Völkerwanderung". Im Rahmen dieses epochalen Verdrängungskampfes gelangten natürlich mit den Menschen auch deren Vorstellungen von der Welt, ihre Kulte und Glaubensinhalte in den Westen. Daraus ergaben sich manchmal Mischungen paganer mit bereits vorgefundenen christlichen Elementen. Auch das Christentum adaptierte pagane Vorstellungen und ebenso Elemente aus anderen Religionen und musste das auch tun, um erfolgreich zu sein. Denn der Glaubenskanon des Christentums entwickelte sich auch in der Auseinandersetzung mit antiken philosophischen Positionen, anderen Religionen sowie in Konkurrenz zu innerkirchlichen Strömungen.

Das Christentum weist daher auch viele Elemente aus religiösen Traditionen und Kulten auf, die weit in die Zeit zurück reichen und von ihm adaptiert wurden.

Um die folgende Darstellung einordnen zu können ist es wichtig zu verstehen, dass Religion, vielfältige Kulthandlungen usw. zur damaligen Zeit zentrale Bestandteile des Lebens waren. Auseinandersetzungen über umstrittene religiöse Themen drangen daher tief in den Alltag und die Gedanken der Menschen ein und waren nicht, wie wir das vielleicht heute vermuten, etwas für entrückte Denker, die im Elfenbeinturm hockten.

Mit der **paulinischen Missionstätigkeit** ergab sich für das junge Christentum die Notwendigkeit, den Status einer jüdischen Sekte hinter sich zu lassen und sich mit dem auseinander zu setzen, was die damalige Welt entscheidend prägte:

Die griechische Philosophie und Weltsicht. Mit der weiteren Ausbreitung, der allmählichen Ausarbeitung der Glaubensdogmen und der Entstehung der christlichen Theologie im 2. Jh. wurde diese Beschäftigung immer zwingender. Das Christentum musste griechisches Denken berücksichtigen, verarbeiten oder aufnehmen, um überhaupt verstanden zu werden, prägten doch deren Gedanken, Begriffe und Methoden die Zeit. Dies galt besonders für gebildete Kreise, für die die Glaubens-Vorstellungen des neuen Christentums primitiv und nicht überzeugend waren.

Die Grundlagen der griechischen Philosophie, die das gesamte abendländische Denken beeinflussen sollten, entstanden bereits ab dem 6. vorchristlichen Jahrhundert. Das Erkenntnisinteresse der altgriechischen Philosophie richtet sich zuerst auf die Frage, was die sichtbare Welt ist und woraus sie gemacht ist. Diese so genannte Naturphilosophie hatte (grob vereinfacht) mindestens eine Gewissheiten als prägend in die Welt gesetzt: Der Mensch kann die Welt rational erkennen. Der Kosmos ist ein geordnetes Ganzes, in dem als Urphänomen der Logos, die allumfassende Vernunft, wirkt. Durch die Eroberungen Alexander des Großen (356-323 v. Chr.) wurde das Griechische zu einer kosmopolitischen Menschheitskultur, die noch bis in die Spätantike breite Wirkung entfaltete, bevor das Christentum nach und nach die zentrale Position für die Erklärung der Welt einnahm.

Obwohl 146 v. Chr. Griechenland dem Römischen Reich einverleibt wurde, dominierte die griechische Philosophie das römische Reich, da die Römer keine eigene Philosophie entwickelten. Rom trug vielmehr mit seiner Sprache und Literatur und vor allem mit der Ausformung eines Rechts- und Staatswesens zu herrschenden Kultur bei. Da deren Ziel darin bestand, die einzelne Person sittlich in Staat und Gesellschaft einzuordnen, musste die Philosophie ihren Schwerpunkt von der Natur- und Welterkenntnis nachdrücklich in die Ethik verlagern. Daher orientierte sich die Zeit des Römischen Reiches sehr an Sokrates und Platon.

Denn in deren Lehren war die Hinwendung zum Menschen und zu Fragen von Ethik und Tugend am stärks-



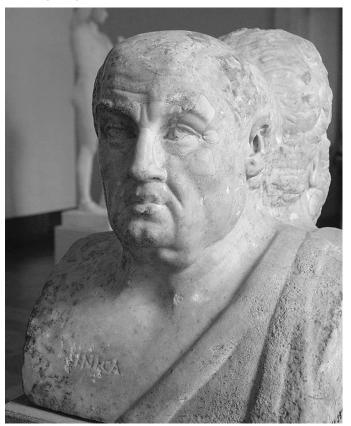
ten ausgeprägt. **Sokrates** (469-399 v. Chr.) hatte das Gewissen als "das Göttliche" (daimonion) bezeichnet, das jedem Menschen eigen ist. Tugendhaftes Handeln war danach das Handeln nach Einsicht. Belehre die Menschen über die Tugend – und sie

handeln nach ihr. Diese von Sokrates in seiner Lehre erstmals geleistete Verknüpfung von Tugend und Wissen beschreibt einen innerlich freien Menschen, der das Gute um seiner selbst willen anstrebt.

An solchen Vorstellungen konnte das entstehende Christentum anknüpfen und sie sind uns auch deshalb heute bekannt, weil sie durch das Christentum adaptiert und weitergetragen wurden.

Anknüpfen konnte es auch an der Lehre der Stoiker, die auf Zypern durch **Zenon** (340-260 v. Chr.) begründet wurde. Die Stoiker waren die ersten Philosophen, die an einen großen Weltenplan glaubten. In diesem Weltenplan hatte alles seine Bestimmung, seinen Platz, es gab weder einen freien Willen noch den Zufall. Zwar könne man sein Schicksal nicht ändern, es aber durch sittliche Pflichterfüllung und moralische Verantwortung annehmen. In der Stoa finden wir trotz aller Vorbestimmung die Vorstellung einer stolzen und unzerbrechlichen Würde der Person. Diese Lehre hatte tiefe Wurzeln in der römischen Oberschicht geschlagen, wofür Namen wie Seneca (1-65) oder Kaiser Marcus Aurelius (121-180) standen. Die Stoiker vertreten u.a. eine strenge und asketische Moral, die einhergeht mit Geringschätzung äußerer, materieller Güter. Und schließlich propagierten sie eine allgemeine Menschenliebe, die auch die Sklaven umfasste. Parallelen zum Christentum sind offensichtlich, weshalb manche Kirchenväter z.B. Senecas Schriften schätzten. Er schrieb z.B.: "Glaube mir, Lucilius, es wohnt in uns ein heiliger Geist, der unsere schlechten

Seneca (1 - 65)



und guten Eigenschaften beobachtet und überwacht. (...) Niemand ist ein wirklich guter Mensch ohne Gott." Es wundert daher nicht, dass bis ins Mittelalter hinein die (auf Fälschungen beruhende) Behauptung existierte, Seneca habe zu den ersten Christen gehört und mit Paulus Schriftverkehr gehabt.

Und schließlich gab es eine Schule, die den Versuch unternahm, verschiedene philosophische und/oder religiöse Positionen und religiöse Elemente, die aus den unterschiedlichen Kulturen des Römischen Reiches stammten, in einer Synthese zu vereinen. Der **Eklektizismus**. Die pragmatischen Römer prüften und wählten daraus aus, was ihnen als richtig erschien. Dieses Auswählen gab der Schule ihren Namen: Eklektiker = Auswähler.

Der alexandrinische Jude **Philon** (etwa 25 vor – 50 n. Chr.) (war ihr herausragendster Vertreter. Wahrheit fand

er sowohl in den heiligen Schriften des Judentums als auch in den philosophischen Lehren der Griechen. Um Judentum und Hellenismus in Einklang zu bringen, entwickelte er die Methode einer sinnbildlichen, übertragenen (wenn man so will) allegorischen) statt der bis dahin



üblichen wortwörtlichen Auslegung der heiligen Schriften. Darin drückt sich der hellenistische Glaube aus, dass die Wahrheit in Texten liege und durch ihre **Exegese** (Auslegung) auch gefunden werden könne. Eine Position, die bis heute Bestand hat, liegt sie doch auch dem Christentum sehr nahe.

Furcht und Flucht vor dem Elend der Welt und ein weit verbreitetes **Erlösungsbedürfnis** bestimmten den Zeitgeist am Ausgang der Antike. Seinen Niederschlag findet dies auch in der Philosophie: Es gab eine Tendenz zum Religiösen und zum Rückzug aus der chaotischen Welt in das eigene Innere: Weit verbreitet war die Vorstellung eines krassen Dualismus zwischen Gott/Göttern und Welt, Gut und Böse, Licht und Dunkel.

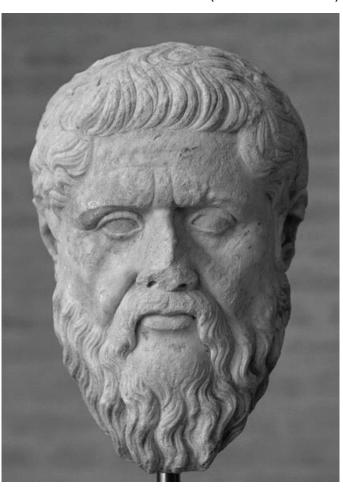
Ein Weg zur Überwindung dieser Trennung war die Kontemplation, die Versenkung in sich selbst, eine mystische innere Schau des Göttlichen, z.B. durch Entsagung, Askese oder Fasten. Insbesondere die klassischen Bildungseinrichtungen in Alexandria begünstigten eine Rückwendung zu archaischen Riten, antiken Autoren, zu paganen und philosophischen Positionen.

Und so kommt denn auch das bedeutendste philosophische System am Ausgang der "heidnischen" Antike aus Alexandria: Der **Neuplatonismus**. Er stellte in scharfer Konkurrenz zum Christentum vom 2. bis ins 6. Jahrhundert die wesentlichste Geistesströmung der Zeit dar und nahm größten Einfluss auf das sich ausbreitende Christentum. Die Konkurrenz zum Christentum endete im Jahr 529 mit der Schließung der Platonischen Akademie in Athen durch Kaiser Justinian I. und der Flucht ihrer letzten Lehrer nach Persien. Dennoch gab es im 4. oder 5. Jahrhundert kein anderes Christentum als eben eines, das bis dahin bereits durch die Kirchenväter des 2. und 3. Jhs. neuplatonisch überformt worden war.

Gehen wir also nochmals ein paar Jahrhunderte zurück und wenden uns den wesentlichen Grundzügen zunächst des Platonismus und anschließend dem Neuplatonismus zu.

In der antiken Vorstellung war der Mensch von den Göttern geschaffen und durch den Logos, den Geist, mit ihnen verwandt. Obwohl **Platon** (428/427 - 348/347 v. Chr.), natürlich der griechischen Götterwelt anhing, finden sich bei ihm Ideen, die dem Jahrhunderte später entstehenden Christentum Möglichkeiten für Interpretation und Adaption boten. Dazu gehören vor allem seine Ideen- und Seelenlehre.

Platon (428/427 - 348/347 v. Chr.)



Platons **Ideenlehre** will folgende Ausgangsfrage lösen: Wie kommt es, dass wir einen Baum immer als Baum erkennen – obwohl sie sich in ihrer Vielfalt doch unterscheiden? Gleiches gilt natürlich für alles andere Seiende, ob Häuser oder Pferde, auch. Seine Schlussfolgerung: Die sich verändernden/vergehenden realen Dinge sind lediglich Ausdrucksformen, unvollkommene Schattenbilder einer dahinter stehenden, sich in ihnen ausdrückenden Idee.

Das reale Pferd unterscheidet sich von anderen Pferden, es verändert sich, es stirbt – die Idee "Pferd" aber ist ewig, göttlich, vollkommen, unveränderlich und unsichtbar. Das konkrete Pferd ist also Ausdruck einer Idee. Das Pferd hat in seiner konkreten und vergänglichen Gestalt lediglich Anteil an der Idee "Pferdheit" wie der einzelne konkrete Mensch Anteil an der Idee "Menschheit" hat.

Wie er im berühmten Höhlengleichnis darstellt, ist daher wahre Erkenntnis immer Erkenntnis der reinen Ideen. "Hinter den Erscheinungen der Oberfläche und den Einzeldingen, die unseren Sinnen begegnen, gibt es

Das Mittelalter

Allgemeinheiten, Gesetzmäßigkeiten und Richtungen der Entwicklung, die zwar durch die Sinne nicht wahrgenommen werden, aber durch Vernunft und Denken erfasst werden können. Diese Begriffe, Gesetze und Ideale sind beständiger und deshalb `wirklicher`



als die sinnlich wahrgenommenen Einzeldinge, in denen wir sie erfassen und aus denen wir sie ableiten." Bei den Ideen handelt es sich also um das "wahrhaft seiende Wesen" (Platon, Phaidros 247c), nämlich "das reine, immer seiende unsterbliche und in sich stets Gleiche" (Platon, Phaidon 79d). Die höchste Idee ist die Idee des Guten, sie ist die Idee der Ideen, allem übergeordnet als oberster Zweck.

Wie aber kann der Mensch diese Ideen durch Vernunft und Denken überhaupt erkennen?

Platon entwickelt das in seiner **Seelenlehre**, nach der die Seele das Prinzip des Lebens und damit unsterblich ist. Platon unterscheidet dabei zwischen der Welt- bzw. Einzelseele, die aber wesensgleich sind: Der Körper des Menschen wird durch die Seele, die Materie des Kosmos durch die Weltseele belebt. Durch die Weltseele hat der Demiurg (Weltschöpfer) die Vernunft in den Kosmos gebracht. Sie ist die Kraft, die sich selbst und alles andere bewegt. Da sich die Seele des Menschen von ihr ableitet, ist diese zugleich die Ursache aller Erkenntnis und trägt den Kosmos in sich. Die Einzelseele ist geistig und göttlich und wesensverwandt mit der Idee des Guten.

Die menschliche Seele teilt Platon in 3 Teile: Denken, Wille und Begierde. Das Denken hat seinen Sitz im Kopf, Wille, Gefühl in der Brust, die Begierde im Unterleib. Das Denken, die Vernunft, aber ist der einzig unsterbliche der 3 Seelenteile, der sich erst beim Eintritt in den konkreten Leib mit den übrigen Teilen der Seele verbindet. Denn mit der Geburt eines Menschen sinke die Seele aus einem überhimmlischen Bereich in den körperlichen ab. So gibt es also bei Platon eine **Präexistenz** der Seele, aber anders als im Christentum keine persönliche unsterbliche Seele – die Einzelseele bei Platon lebt getrennt von einem bestimmten Körper.

Für Platon (und die späteren Christen haben das übernommen) ist der Leib das Gefängnis und Grab der Seele. Nach Platon muss sie nach einem Gericht in der Unterwelt durch Wiedergeburten geläutert werden, um sich mit dem Göttlichen vereinigen zu können.

Der unsterbliche Teil der Seele hat weder Anfang noch Ende. Daher ist auch all unser Wissen, unsere Erkenntnis ein Wieder-Erinnern und Wieder-Erkennen dessen, was die Seele durch ihre vielfachen Wiedergeburten bereits erfahren hat. Die Schlussfolgerung ist, dass der Mensch die Wahrheit in seinem Inneren und nicht im Äußeren finden kann, denn außen, die sichtbare Welt ist ja Schatten- und Scheinwelt.

Das Ziel des Menschen ist es, sich durch Denken und Vernunft in die übersinnliche Welt zu erheben, um in den Besitz des höchsten Guten und Schönen zu gelangen. Doch Leib und Sinnlichkeit sind die Fesseln, die ihn daran hindern, weshalb es Aufgabe der Vernunft ist, die drei Seelenteile in eine angemessene Ordnung zu lenken. 5, 6 Jahrhunderte später gelangten einige dieser Vorstellungen über den Neuplatonismus auch in das sich entwickelnde Christentum und beeinflussten stark viele Auffassungen des "Abendlandes".

Daher nun kurz die wesentlichen Züge des **Neuplatonismus**.



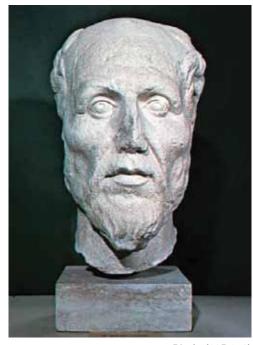
Sein berühmtester Vertreter ist zweifellos **Plotin** (205-270). Er schuf das eigentliche Denksystem des Neuplatonismus, das wiederum durch seinen Schüler **Porphyrios** (um 233 - zwischen 301/305) gesammelt und veröffentlicht worden ist. Sie waren überzeugt,

Platons wahre Lehre zu vertreten und deren verborgene Tiefen sichtbar zu machen, indem sie aktuelle religiös-mystische Tendenzen der Zeit mit seiner Lehre verbanden.

Dem Neuplatonismus ging es vor allem darum, mithilfe der Lehren Platons die letzte bzw. höchste Ursache der Welt zu bestimmen. Aus verstreuten Aussagen aus seinen Werken wurde ein unumstößlicher theologischer Grundsatz gebildet: Die Welt besteht aus geschaffener Materie, also könne die Ursache der Welt, ihr höchster

Grund nur außerhalb der Materie liegen und müsse göttlich und geistig sein. Dieser göttliche Geist ist transzendent, liegt also außerhalb der sinnlichen Erfahrung.

Logik sei der einzig legitime Weg zu seiner Erkenntnis, da sich das Höchste, Gott, auf logische Weise verwirkliche. Eine wie auch immer geartete



Plotin (205-270)

Offenbarung, der man sich (wie im Christentum gefordert), gläubig unterwirft, ist ausgeschlossen. Platons Lehre, nach der der Körper das Grab der Seele sei, war für Neuplatoniker Anlass, nach einem asketischen Leben zu streben, das den Menschen von irdischen Trieben und Begierden löst, um das wahre Selbst der Seele zu verwirklichen. Letztlich drückt sich darin die platonische Tendenz einer Leibfeindlichkeit aus, die vom Christentum übernommen wurde. Porphyrios schrieb: "Plotinos (...) war die Art Mensch, die sich schämt, im Leibe zu sein. (...)." So tat er durch mystische Versenkung und Kontemplation alles, um der "beißenden Woge des blutig mordenden' irdischen Lebens" zu entkommen. Dabei sei ihm "mit seinem Denken ... jener Gott erschienen ..., der keine Gestalt und keine Form hat und oberhalb des Geistes und der ganzen geistigen Welt thront..."

Platon hatte die höchste Idee "das Gute" genannt, Plotin nannte dieses Höchste "das Eine", das unbeschreiblich, unerklärbar, ohne Gestalt und Form ist. Um den krassen Gegensatz von Idee und Materie, wie ihn Platon vertrat, zu mildern, führt Plotin drei Stufen des Seins ein, die er Hypostasen nennt. Die oberste Ebene des Seins ist das Hén, das Eine, der Ort des Göttlichen, das jede menschliche Vorstellung übersteigt und das zugleich das

Vollkommene, Gute und Schöne ist. Das **Hén** verströmt sich in nicht fassbarer Schöpferkraft (**Emanation**). Daraus geht die zweite Ebene des Seins hervor: Die Ebene des Geistes (**Nous**), die auch Platons geistige Welt der Ideen umfasst. Aus dieser geistigen Welt stammt schließlich die dritte Ebene: Die Weltseele (**psyché**), die den Kosmos und damit alles schafft, was unseren Sinnen zugänglich ist.

Teil dieser Weltseele ist auch die individuelle Seele, die daher den ganzen Kosmos in sich trägt. Diese Seele steht zwischen geistiger und sinnlich erfahrbarer Welt, weil sie sich im Körper ja mit Materie verbunden hat. Die Seele kann diesen Gegensatz von Geist und Materie nur durch Kontemplation, also die tiefe Versenkung in sich selbst, zu überwinden.

Das höchste Ziel sei es daher, das Geistige, Göttliche zu finden, das durch die Seele in uns sei.

"Wenn sich die Seele von den Schlacken der Verkörperung befreit hat, Selbstbeherrschung, Tapferkeit und jede Tugend übt, dann nimmt sie damit eine Reinigung vor, eine Kátharsis. (...) Durch solch eine Reinigung wird die Seele Gestalt und Form, völlig frei vom Leibe, geisthaft und ganz dem Göttlichen gehörig, aus welchem der Quell des Schönen kommt, und von dem her alles ihm Verwandte auch schön wird. Deshalb heißt es denn auch mit Recht, dass für die Seele gut und schön werden Gott ähnlich zu werden bedeutet. Denn von ihm stammt das Schöne, welches zugleich das Gute ist. – Steigen wir also hinauf zum Guten, nach dem jede Seele strebt."

Diese neuplatonische **Mystik** ist der griechischen Philosophie eigentlich fremd, hat aber die Frömmigkeit des christlichen Mönchtums sowie die hochmittelalterlichen Mystiker wie Meister Eckhart tief beeinflusst.

Mit dem 2. Jh. kamen christliche "Theologen" und Prediger auf, die das Christentum gegen Verfolgungen und Verleumdungen, insbesondere aus gebildeten Kreisen, verteidigten, indem sie es literarisch, gedanklich in der Sprache, den Begriffen und Methoden der hellenistischen Philosophie als glaubwürdig und plausibel darstellten und mit dem griechischen Bildungskanon verbanden.

Als dann schließlich etwa in der Zeit des 2. und 3. Jahrhunderts nach und nach die christliche Theologie z.B. durch Clemens von Alexandrien (150-215) oder Origenes (185 bis um 254) entstand, sah man in den Schriften Platons oder der Neuplatoniker Vorstufen zur christlichen Erkenntnis. In ihnen sah man sozusagen Christen ohne Christus – aber deshalb eben auch fehlerhaft. Weil deren Lehren und Positionen in Konkurrenz zum Christentum aber die Zeit prägten, gab es von christlicher Seite einerseits tiefe Abneigung gegen diese "heidnischen" Gedanken, anderseits aber auch Plädoyers für eine Synthese des antiken Denkens mit der christlichen Verkündigung.

So kam es, dass gebildete und gemäßigte Christen, die keine "Heidenfresser" waren, große Sympathien für den Neuplatonismus empfanden, allen voran der wohl wichtigste und bedeutendste Philosoph und Kirchenlehrer der Spätantike, Aurelius Augustinus.

Auch er ist über den Neuplatonismus zum Christentum gekommen. Er adaptierte neuplatonische Gedanken in das Christentum, worüber ich am kommenden Abend berichten werde.

Kunstgeschichte: Das frühe Mittelalter

Nachdem die ältere Kunstgeschichtsschreibung über die Spätantike und das frühe Mittelalter eine Vorstellung geprägt hatte, die von Diskontinuität und Verfall zeugte, geht man heute davon aus, dass auf der einen Seite die mittelalterliche Kunst und Architektur ohne die Vorkenntnis der Spätantike nicht zu verstehen ist, zum anderen beide Epochen wesentlich kontinuierlicher verliefen, als früher angenommen.

So gehört der Bautypus der **Basilika**, also der frühe Kirchenraum, schon seit dem Ende des 4. Jahrhunderts zum festen Bestand christlicher Bautradition, der sich in den kommenden 1.600 Jahren auch nicht mehr grundlegend verändern wird.

Deshalb soll hier mit der Zeit der Spätantike und des frühen Mittelalters begonnen werden. Eine Zeit, die lange nur als Übergangsepoche begriffen wurde, die **zwischen Antike und Romanik** liegt. Dabei werden bis heute in der Kunstgeschichtsschreibung die Grenzen zwischen diesen Epochen, wenn man überhaupt Grenzen ziehen möchte, unterschiedlich festgesetzt. Augenfällig ist jedoch, wenn man sich mit der Kunst und Architektur vom 4. bis ins 10. Jahrhundert beschäftigt, dass wir es mit einer überaus reichen kulturellen Zeit zu tun haben, in der die Errungenschaften der spätantiken Baukunst in die romanische Architektur übergeleitet wurden.

Diokletians Thronbesteigung im Jahr 284 wird als Beginn

der Spätantike bewertet. Zu dieser Zeit vollzog sich ein Geisteswandel einhergehend mit einer umfassenden Reichsreform, die auch zur Folge hatte, dass auf einen Alleinherrscher verzichtet wurde zugunsten einer Tetrarchie, einer Viererherrschaft, bestehend aus Diokletian und Maximian als "Augusti" und Constantius Chlorus und Galerius als "Caesares".

Zu Beginn des 4. Jahrhunderts wurde nun in Trier, Mailand, Konstantinopel und Ravenna Hof gehalten. 312 begann dann der Kampf um die Alleinherrschaft, der mit dem Sieg Konstantins über Maxentius an der Milvischen Brücke endete. 313 erließ Konstantin das Toleranzedikt von Mailand und 324 erklärte er das Christentum zur Staatsreligion. Die kirchlichen Institutionen festigten sich und eine intensive Bekehrungswelle setzte ein. Die Nachfrage nach christli-

chen Stätten führte daraufhin zu einer regen Bautätigkeit. Das Zentrum innerhalb der Städte bildete immer noch das Forum, welches früher die heidnischen Kultstätten aufnahm, die nun von den christlichen Bauten verdrängt wurden. Außerhalb der Städte entstanden "extra muros" in den Nekropolen und Friedhöfen neue Gebetshäuser.

Eines der bedeutsamsten Gebäude, welches als Vorbild für den christlichen Kirchenbau jahrhundertelang dienen sollte, war die von Maxentius 308 begonnene und von Konstantin vollendete "basilica nova", deren Name sich von "basilike stoa", Königshalle, ableitet. An der Via sacra gelegen, bestand sie aus drei Schiffen, wobei das mittlere höher war als die Seitenschiffe. Das Mittelschiff war 80 Meter lang und 25 Meter breit und hatte eine Höhe von 35 Metern. Durch große Rundbogenfenster in den Seitenschiffen und Thermenfenster im Obergaden-

bereich des Mittelschiffs wurde der Innenraum hell erleuchtet. In einer halbkreisförmigen Apsis im Westen stand die Kolossalstatue des Kaisers Konstantin, dessen Kopf,

er allein ist 2,60 Meter hoch, noch heute erhalten ist. Dieser Bautypus, der als Basilika in die Architekturgeschichte eingegangen ist, stellt das Urbild der christlichen Kirchenbauten dar. Viele weitere Bauten aus der Regierungszeit des Maxentius und des Konstantin widerlegen die Beurteilung als Verfallszeit. Zwei Kaiserpaläste, eine zweite Basilika an der Via Appia, ein Circus, der Rundtempel des Divinus Romulus auf dem Forum Romanum, der Triumphbogen Constantius' II. und ein Minervatempel wurden in der ersten Hälfte des 4. Jahrhunderts in Rom errichtet. Viele schon bestehende Gebäude wurden erneuert und restauriert. Ein weiteres wichtiges Beispiel für den Übergang von

der kaiserlichen Profan- zur christlichen Sakralarchitektur stellt die **Palastaula** in Trier dar. Noch unter Konstantin vollendet, wurde sie wohl bis 395 vom kaiserlichen Hof genutzt. Der großzügig bemessene rechteckige Innenraum wird auf einer Seite von einer großartigen Apsis abgeschlossen, die hinter einem Triumphbogen liegt. Vor der "aula palatina" befand sich ein "narthex", eine Vorhalle, wie sie später auch zu den großen christlichen Kirchenbauten gehörte.

Trier, Palastaula, um 310



Konstantinopel, das 330 von seinem Namensgeber gegründet wurde, entwickelte sich im 4. Jahrhundert zu einer einflussreichen Metropole, deren Kunst und Architektur immer bedeutender wurde. Besonders die unter Justinian 532 bis 537 errichtete Kirche Hagia Sophia, die vom Prinzip her eine Basilika mit zentraler Kuppel darstellt, hatte großen Einfluss auf die spätere Architektur des Westens. Die der Göttlichen Weisheit gewidmete Kirche steht auf einem Rechteck von rund 80 Meter Länge und 70 Meter Breite. Die Spannweite der Kuppel beträgt rund 32 Meter, der Kuppelraum ist vom Fußboden bis zum Kuppelscheitelpunkt 55 Meter hoch. Aber kommen wir nun zu den christlichen Bauten in Rom. Über die frühen Andachtsstätten ist so gut wie nichts überliefert. Von Verfolgung bedroht, fanden die Zusammenkünfte der Christen im 2. und 3. Jahrhundert in Verstecken statt. Erst im 4. Jahrhundert werden Ge-

betsräume erwähnt, die manchmal "Basilika" genannt werden. Aber erst nach der offiziellen Anerkennung des Christentums entstehen Kirchenbauten auf den Foren der Städte.

Entsprechend der **Maxentiusbasilika** bestanden diese frühen

Bauten aus drei Schiffen, zwei niedrigen Seitenschiffen und einem mittleren hohen, welches von einer Apsis abgeschlossen wurde. Vorgelagert war ein Narthex, eine Vorhalle, in der sich die Christen versammeln konnten. Durch das Mailänder Toleranzedikt entstanden große Bauten an den heiligen Stätten in Rom und Palästina. Die großen frühchristlichen Kirchen Roms entstanden aber auch, weil man nun die Katakomben als Ruhestätten der Toten aufgab und die Reliquien der Märtyrer in die Kirchen innerhalb der Mauern der Stadt überführte. Im 4. und 5. Jahrhundert begann sich die typische frühchristliche Basilika herauszubilden.

Als herausragendes Beispiel und Urkirche der Christenheit kann die **Petersbasilika** gelten. Sie wurde über dem Grab des Apostels und Märtyrers Petrus unterhalb des Vatikan-Hügels erbaut. Von 320 bis 340 unter Kaiser Konstantin errichtet, war Alt-Sankt Peter wohl die größte Kirche der Christenheit. Bevor man in den eigentlichen Kirchenraum gelangte, betrat man zunächst ein von Arkaden umgebenes Atrium, welches auf der Ostseite als Narthex diente. Im Inneren des fünfschiffigen Baus trennten vier Reihen von je zweiundzwanzig Säulen die Seitenschiffe vom Mittelschiff, welches nach Osten von einem ausladenden Querhaus mit Apsis abgeschlossen wurde. Die Fußböden waren mit Mosaiken, die Wandflächen mit Fresken geschmückt.

In dieser Zeit entstanden an symbolträchtigen Orten eine Reihe bedeutender frühchristlicher Kirchen wie zum Beispiel **San Giovanni in Laterano** ab 326, San Paolo fuori le Mura ab 386 und Santa Maria Maggiore, ab 432 begonnen. Besonders die Päpste entwickelten eine rege Bautätigkeit, wobei nun die verhältnismäßig schmalen Schiffe immer höher und länger wurden. Die Schiffe werden nun nicht mehr von Kolonnaden, sondern von Arkaden getrennt und das frühchristliche Atrium wird

Santa Sabina, ab 422



meistens von einem Narthex ersetzt. Diese Vorhalle hatte die Funktion, Ungetaufte, Büßer und Katechumenen aufzunehmen.

Die 422 bis 432 auf dem Aventin errichtete Kirche **Santa Sabina** spiegelt all diese Entwicklungen wider, ist sie doch ein typisches Beispiel einer Basilika des 5. Jahrhunderts und diente auch noch bis ins Mittelalter hinein als Vorbild. Von ihren drei gleichmäßig errichteten, durch Arkaden getrennten Schiffen läuft das mittlere auf eine große halbkreisförmige Apsis zu.

Ein weiterer Bautypus, neben der Basilika, war der **Zentralbau**. Zu jedem Bischofssitz und jeder Kathedrale gehört ein Baptisterium, welches meistens in unmittelbarer Nähe der Kirche stand. Der Täufling betrat das Baptisterium in einem gesonderten Eingang, während die Gemeinde durch den Haupteingang eintrat. Der kreisrunde oder polygonale Zentralbau beherbergte in seiner Mitte ein im Boden versenktes Wasserbecken, in dem die Ganzkörpertaufe stattfand.

In Ravenna befinden sich zwei herausragende Beispiele für Taufkapellen aus dem 5. Jahrhundert. Einmal das um 350 entstandene "Baptisterium der Orthodoxen" und zum anderen das um 500 erbaute "Baptisterium der Arianer", das Theoderich erbauen ließ. Beide Gebäude sind achteckig mit Nischen auf jeder der acht Wandflächen, so dass der Eindruck eines Rundbaus entsteht. Die zentralen Taufbecken werden wiederum von acht Säulen umstanden, die zu mit Mosaiken geschmückten Kuppeln überleiten.

Ein weiterer und mit den Baptisterien verwandter Bautypus ist das **Mausoleum** oder "Martyrium". Eines der bedeutsamsten Grabmale ist das der Heiligen Constantia in Rom aus der Zeit um 335. Vor den Toren der Stadt befanden sich viele heidnische und christliche Mausoleen und Grabmale. Meist sind sie auf einem runden oder polygonalen Grundriss errichtet. Im Zentrum der Anlagen befindet sich das eigentliche Grab. So verhält es sich auch bei diesem Grabmal, das zu Beginn des zweiten Viertels des 4. Jahrhunderts erbaut wurde. Im Inneren befindet sich ein ringförmiger Säulengang, dessen Gewölbe mit Mosaiken geschmückt ist. Christliche Symbolik sucht man hier aber vergebens. So kann man allgemein feststellen, dass die frühen Jahrhunderte von

heidnischen und christlichen Bildthemen zeugen, oft auch nur geometrische Muster vorherrschen.

Nach Rom erlangte Ravenna die Vormachtstellung im Reich. Die Stadt stieg 402 zur Hauptstadt des Westreiches auf, was zur Folge hatte, dass sie unter den späten Kaisern immer weiter ausgebaut wurde. So entstanden die Kirchen San Giovanni Evangelista, um 425, das Grabmal der Galla Placidia, um 450, und das Baptisterium der Orthodoxen, ebenfalls um 450. Besonders das Grabmal der Galla Placidia, welches um 450 errichtet wurde und wahrscheinlich ursprünglich ein Oratorium, also ein kleines Bethaus, war, ist hervorzuheben. Es handelt sich hier um einen Zentralbau, der mit einer flachen Kuppel gedeckt ist und über einem Grundriss in Form eines griechischen Kreuzes errichtet wurde. Für die Kaiserin Galla Placidia,

die Tochter Kaiser Theodosius I., Schwester des Honorius und Mutter Valentians II. war, errichtet, stellt dieses Gebäude einen der frühesten Zentralbauten auf kreuzförmigem Grundriss dar.

Bleiben wir zunächst bei den Grabmalen. Eines der erstaunlichsten hat Ravenna der Völkerwanderung zu verdanken. Nachdem die Westgoten zu Beginn des 5. Jahrhunderts in Italien eingefallen waren, folgten ihnen am Ende des Jahrhunderts die Ostgoten. Diese hatten zunächst 487 Konstantinopel angegriffen, zogen dann plündernd über den Balkan und drangen 489 unter Theoderich in Oberitalien ein. Ravenna als Hauptstadt der Ostgoten erhielt unter ihrer Herrschaft eine Reihe neuer Bauten. Als Ausdruck seiner Macht ließ Theoderich für sich 526 ein **Grabmal** errichten, welches, auf achteckigem Grundriss basierend, zwei Geschosse beinhaltet und von einer monolithischen Flachkuppel abgedeckt ist. Der Bau besteht aus mörtellosen Steinquadern und

bewahrte im Eingangsgeschoss einen Raum für die religiösen Riten, während im Obergeschoss der Sarkophaq des Herrschers stand. Seine ganze Erscheinungsform, aber auch seine technische Realisation unterstreichen die Einzigartigkeit dieses Grabmals. Besonders



Grabmal des Theoderich in Ravenna, 526

der riesige Monolith hat die Kunstgeschichtsschreibung immer wieder beschäftigt. Er ist ca. einen Meter dick und weist einen Durchmesser von 10,90 Metern auf. Sein Gewicht wird auf etwa 300 Tonnen geschätzt. Außen sind am Rand der Kuppel zwölf winkelartige Anker angefügt, die die Namen der acht Apostel und der vier Evangelisten tragen. Im Inneren befindet sich im Scheitel der Kuppel ein gemaltes Kreuz. Wahrscheinlich geht der Wunsch, das eigene Grabmal mit solch einem Monolithen zu bedecken, auf alte Traditionen der Megalithkultur zurück, wo es üblich war, Grabkammern mit großen Steinen abzuschließen oder zu bedachen. Grundsätzlich ein Symbol von Macht und Kraft, kann der Monolith aber auch auf das Himmelsgewölbe verweisen. Ein weiteres herausragendes Beispiel aus der Zeit des Theoderich ist die Kirche Sant'Apollinare Nuovo, die um 520 vollendet wurde. Während auch hier die Hauptfassade im Laufe der Zeit verändert wurde, ist das Kircheninnere vollkommen erhalten geblieben. Die ursprüngliche Palastkirche besteht aus einem Mittelschiff, welches durch zwei Reihen von jeweils 12 Marmorsäulen von den Seitenschiffen abgetrennt ist. "Mit seinen großen Arkaden und den Obergadenfenstern, durch die das Hauptschiff in helles Licht getaucht wird, verkörpert er in reiner Form den Grundtyp der frühchristlichen Basilika." (Barral)

Das Mittelalter

Als die Ostgoten wiederum aus Italien vertrieben und durch die Regierung des byzantinischen Kaisers Justinian im Jahre 540 ersetzt wurden, war der Bau der letzten herausragenden frühchristlichen Kirche in Ravenna, San

Vitale, fast vollendet. Auch dieser Bau wird in späterer Zeit maßgeblichen Einfluss auf kommende Kirchenbauten haben. Hier haben wir es ebenfalls mit einem Zentralbau zu tun, der außen sechzehn Seiten umfasst und dem auf der Haupteingangsseite ein rechteckiger Vorhof angelegt wurde. Der zentrale achteckige Innenraum wird von einem ringförmigen Umgang umgeben, der zum Altarraum hin geöffnet ist. Das Besondere ist unter anderem, dass in jeder der acht Bogenstellungen wiederum acht apsidiale, von Säulen getragene Bogenstellungen die Umgänge des Obergeschosses tragen. Die Kirche San Vitale in Ravenna wird später entscheidend die Pfalzkapelle Karls des Großen in Aachen beeinflussen.

Wie schon zu Anfang erwähnt, ist so gut wie nichts darüber überliefert, wie die frühen Christen in Zeiten der Verfolgung ihre Gottesdienste abhielten oder ihre Räume ausgeschmückt waren. Allein die Wandmalereien in den **Katakomben** stellen die frühesten christlichen Bildwerke dar. Dabei konnten sehr wohl noch heidnische Themen neben den neuen christlichen stehen. Die Darstellung Jesus als guten Hirten, Fischer bei der Arbeit, Jonas und der Walfisch findet man häufig in den Katakomben.

In der Comodilla-Katakombe in Rom kann man heute noch diese Wandmalerei sehen, die zeigt, wie Moses mit einem Stock gegen einen Felsen schlägt, so dass Wasser hervorsprudelt. Das Wandbild, umringt von weiteren christlichen Szenen, befindet sich in einer Grabnische und bezeugt die Zunahme an christlichen Themen, die sich immer häufiger mit der Gegenüberstellung von Neuem und Altem Testament beschäftigen.

In der Marcellinus-und-Petrus-Katakombe in Rom befindet sich aus der Zeit vor 300 eine Wandmalerei mit der Darstellung eines Banketts oder Totenmahls. Dieses ursprünglich heidnische Ritual wurde von der Kirche übernommen und mit christlichem Inhalt gefüllt. Dieses Thema stellt eines der häufigsten in Katakomben überhaupt dar. Speziell bei dieser Wandmalerei wird der Tote, der sich in der Nische befindet, in das Mahl mit einbezogen.

Gehörte die Wandmalerei zur Ausstattung von Privathäusern und öffentlichen Gebäuden in vorchristlicher Zeit selbstverständlich dazu, so war auch die Mosaikkunst in der Spätantike weit verbreitet und von äußerst hohem Niveau. Die großen frühchristlichen Kirchen Roms waren alle mit Wandmalereien und Mosaiken ausgeschmückt. Triumphbögen und Apsiden boten viel Platz für christliche Inhalte, wobei bis in die erste Hälfte des 4. Jahrhunderts auch noch heidnische Themen Platz fanden. Die meisten Wandmalereien haben die Jahrhunderte leider nicht überstanden, trotzdem gibt es immer noch gute Beispiele wie die Wandmosaiken des Hauptschiffes und des Triumphbogens von Santa Maria Maggiore in Rom. Die Mittelschiffwände tragen einen Fries mit Szenen aus dem Alten Testament. Die Mosaiken am Triumphbogen wiederum leiten über zur Apsis und preisen die Herrlichkeit Gottes. Dieses Bildschema findet sich auch in anderen frühchristlichen Kirchen wieder, zum Beispiel in Santa Pudenziana und Santi Cosma e Damiano in Rom.



Nachdem Christus im 2. und 3.
Jahrhundert meist als jugendlicher Wundertäter dargestellt
wurde, kommt im 4. Jahrhundert die Darstellung Christi als
Weltenrichter hinzu. Oft bekrönt
dieses Thema die Apsis einer Kirche, so wie man es noch heute in der

Kirche **San Lorenzo Maggiore** in Mailand sehen kann. Das 526-530 entstandene Apsismosaik in der römischen Kirche Santi Cosma e Damiano stellt die beiden Kirchenpatrone dar. Die ursprünglich aus Persien stammenden Wunderheiler und Märtyrer, die deshalb auch die Schutzpatrone der Ärzte sind, werden hier von den Aposteln Petrus und Paulus zu Christus geführt. Dieser steht aufrecht über den Fluten des Paradiesflusses in segnender Haltung.

Wie schon erwähnt, übernahm Ravenna die Funktion einer Hauptstadt zu Beginn des 5. Jahrhunderts. Entsprechend hochrangig sind die dort ausgeführten Kirchenbauten mit ihrem reichen Schmuck im Inneren. Besonders gut erhalten und die damaligen künstlerischen Leistungen adäquat wiedergebend ist das Kuppelmosaik im "Baptisterium der Arianer".

Entsprechend der Funktion des Baus als Taufkapelle wird im Scheitel der Kuppel die Taufe Christi dargestellt. Johannes der Täufer gießt Wasser über das Haupt des Messias, worüber die Taube des Heiligen Geistes schwebt. Noch vollkommen im antiken Denken verhaftet, wird links die Personifizierung des Flusses dargestellt, während die gesamte Szene von den zwölf Aposteln, jeweils getrennt von einer Palme, umringt wird. Der leere Thron zwischen ihnen verweist auf die Wiederkunft Christi beim Jüngsten Gericht.



Ein weiteres herausragendes Beispiel für die Kunstfertigkeit der frühchristlichen Mosaiken stellen die Arbeiten über den Mittelschiffarkaden von Sant'Apolinare Nuovo in Ravenna dar. Die Feinheit der Ausführung verweist auf die Funktion als Palastkirche. Auf der linken Wand des Hauptschiffes zieht am Betrachter eine Prozession von 22 Märtyrerinnen vorbei, die auf eine thronende Muttergottes ausgerichtet sind, die sich wiederum in der Apsis befindet. Auf der anderen Seite sind es 26 Märtyrer, auf dem gleichen Weg. Alle werden von Palmen getrennt, Märtyrerkränze in Händen haltend.

Sant'Apollinare Nuovo, Mosaiken über den Arkaden, Ende 5. Jh.

2. Vortragsabend: Das Frühmittelalter (etwa 500 - 900)

Rolle und Bedeutung von Augustinus von Hippo

Ich hatte beim letzten Mal philosophische Schulen dargestellt, deren Ideen vom Christentum adaptiert werden konnten und mussten, um sich erfolgreich verständlich zu machen. Das waren vor allem der Platonismus und Neuplatonismus.

"Christentum ist Platonismus fürs Volk" und "Das Verhältnis von Christentum und Platonismus gleicht einer unglücklichen Liebe, die in Hass umschlägt, weil sie keine Gegenliebe findet", so beschreibt Friedrich Nietzsche das Verhältnis. Denn einerseits prägte der Neuplatonismus die Ausgestaltung des Christentums – zugleich waren beide auch erbitterte Gegner.

So finden sich im damaligen Christentum einige **Gemeinsamkeiten** mit ihm als auch mit der vorherrschenden Glaubensmentalität, wie z.B.:

 der Glaube an ein Höchstes, einen höchsten Gott als dem Urgrund allen Seins, dem ein Heer untergeordneter Geister zur Verfügung steht (Götter, Dämonen, Engel u.ä.),

- der Gedanke eines transzendenten, unsichtbaren, rein geistigen Gottes war für das sich vom Judentum immer mehr abgrenzende Christentum genauso attraktiv wie
- die Trennung der Welt in Sphären des Geistigen und des Materiellen, wobei die Materie mit dem Negativen, Körperlichen, den Begierden und dem Bösen verknüpft wurde, weshalb
- die verbreitete Vorstellung bestand, dass dem Geist, der Seele die Vorrangstellung gegenüber dem Körperlichen und Materiellen zukomme.
- 5. Christentum und Zeitgeist verband der weit verbreitete Glaube an Vorsehung, Offenbarungen und Wunder;
- eine weit um sich greifende allegorische, sinnbildliche Deutung religiöser Überlieferungen und Schriften
- 7. die Idee einer sittlichen Regelung des Lebens (z.B. in der Befolgung von Tugendlehren)
- 8. das Streben nach einer Vereinigung mit dem Göttlichen, so dass die Suche nach Wahrheit im Innern des Menschen, in seiner als göttlich verstandenen Seele ansetzte. Diese kontemplative, mystische Versenkung in sich selbst, Fasten, Askese u.ä. war Ausdruck weit verbreiteter Mysterienkulte.

Und doch war es trotz dieser Gemeinsamkeiten die griechische Philosophie, die gegen das Christentum den langwierigsten **Widerstand** leistete – und das aus mehreren zentralen Gründen:

- Die Antike versuchte ihre Lehren mit allumfassender Vernunft nach den Gesetzen der Logik zu beweisen. Das Christentum hatte "zu wenig Erkenntnis, zu viel Glaube und viel zu viel Aberglaube", woraus sich ein scharfer Gegensatz von Glauben und Wissen ergab, zumal Christen Glaubenszweifel verdammten. Das war z.B. für neuplatonische Kritiker unerträglich.
- Aus der Erwartung, dass das Jüngste Gericht durch Jesus` Wiederkehr unmittelbar bevorstehe, resultierte eine grundsätzliche christliche Verachtung von Wissen, geradezu eine Bildungsfeindlichkeit gegenüber dem antiken "heidnischen" Bildungskanon. "Die Juden fordern Wunderzeichen, die Griechen suchen Weisheit, wir aber predigen Jesus", so Paulus. Das antike Wissen sei für das Verstehen der göttlichen Offenbarung nutzlos. Das rief all jene auf den Plan, die Wissen und Tugend miteinander verbanden. Sie kritisierten neben der Abwertung von Bildung und Weisheit zugunsten von Torheit und Glauben zugleich den christlichen Hochmut, allein im Besitz der Wahrheit zu sein.
- Ein allmächtiger Schöpfer, der allein durch seinen Willen die Welt aus dem Nichts erschaffte, war für Griechen unvorstellbar. Die griechischen Götter hatten Urstoffe des vorhandenen Materie-Chaos geordnet aber Etwas aus Nichts zu schaffen, sei rational falsch und widerspreche jeder Logik.
- Der christliche Gott ist ein persönlicher Gott, an den sich der Mensch als Individuum wendet, was ihm und seiner individuellen Seele eine große Würde verleiht. Für Neuplatonisten war dagegen die Seele nichts Persönliches, sie war Bestandteil der Weltseele und damit "Verkörperung" des Kosmos im Menschen.
- Der christliche Gott ist ein Erlöser-Gott. Allein durch Gottes Gnade kann der sündige Mensch das Heil finden. Selbst ein gottgefälliges Leben allein kann die Erlösung nicht bewirken.
 - Dagegen lehrten z.B. (Neu-)Platoniker, Stoiker, Epikureer usw., wie der Mensch ohne göttliche Hilfe aus eigener Kraft durch tugendhaftes Leben Glückseligkeit erreichen könne.
- Die christliche Lehre von der Auferstehung des Fleisches durch Gottes Gnade war ebenfalls vollkommen unvorstellbar: Angesichts von Verwesung und Zerfall unterstelle sie Gottes Allmacht ein naturwidriges, unsinniges und außerhalb der Naturgesetze und Logik stehendes Verhalten.
- Im christlichen Verständnis strebt die Geschichte auf ein Ende im Jüngsten Gericht zu, wodurch sich Gottes Plan als einmalige und unwiderrufliche Heilsgeschichte vollziehe. Der Gedanke eines linearen Geschichtsverlaufs mit einem Ende der Welt als Strafgericht war den Griechen völlig fremd – für sie war Natur, Welt und Geschichte ein sich ständig wiederholender Zyklus, ein ewiger Kreislauf von Geburt und Tod.

All diese und viele weitere strittige Fragen machten die Ausbildung einer stringenten christlichen Theologie notwendig, die sich in einem Jahrhunderte dauernden Kampf mit Philosophien und anderen religiösen Anschauungen ausbildete.

Mit **Augustinus von Hippo** (354-430) stand eine Person am Ausgang der Antike inmitten dieser Kämpfe. Seine Lebenszeit war geprägt vom Kampf gegen sich selbst, den traditionellen Götterglauben und die eine oder an-

Das Mittelalter

dere (auch christliche) Strömung wie Donatismus, Manichäismus, Arianismus oder Pelagianismus. Augustinus selbst hat sich nach wilder Jugend nach einem festen Halt suchend orientierungslos an einigen philosophischen und religiösen Strömungen seiner Zeit ver-

sucht, ist nach einem Bekehrungserlebnis zum Christen, schließlich Bischof und einer der bedeutendsten Kirchenlehrer geworden, dessen Lehren bis heute christliches Denken in den westlichen Kirchen durchzieht.

Er wurde im Jahr 354 in Tagaste (röm. Provinz Africa/ Numidien, heute Souk Ahras, Algerien) als Kind einer christlichen Mutter ("heilige Monnica") und eines "heidnischen" Vaters, Patricius, geboren. Er wurde christlich erzogen aber nicht getauft, die Kindstaufe wurde erst durch Augustinus` spätere Sündenlehre üblich.

Als er 430 als Bischof von Hippo Regius (heute Annaba, Algerien) 76-jährig starb, belagerten Germanen vom Stamm der Vandalen seine Stadt, die sie zusammen mit Teilen Nordafrikas schließlich auch eroberten, so dass er auch die enormen sozialen und politischen Umwälzungen durch die "Völkerwanderung" hautnah erlebte.



Augustinus von Hippo, (354 - 430)

Bevor das Christentum zur Richtschnur seines asketischen Lebens wurde, arbeitete er als Rhetor in Tagaste, Karthago, Rom und Mailand. Nach dem Tod des Vaters studierte er in Karthago und berichtete später in seinem epochalen Buch "Confessiones" ("Bekenntnisse", 397) von einem "ausschweifenden und sündhaften" Leben, zu dem auch eine 15 Jahre dauernde "uneheliche" Beziehung gehörte, aus der ein gemeinsamer Sohn stamm-



te. In Karthago las er **Ciceros** (106-43 v. Chr.) (heute nur noch teilweise erhaltene) Schrift "Hortensius" aus dem Jahr 45 v. Chr. Cicero, ein Anhänger des Eklektizismus, erklärt hier die Philosophie zum allein glücklich machenden Prinzip. Die Augustinus

darin vermittelte Erkenntnis, dass der Geist die Macht über den Körper erlangen kann, erschütterte ihn zutiefst, so dass er schlagartig sein Leben änderte und sich 374 in Karthago "binnen weniger Tage" für etwa 10 Jahre den Manichäern anschloss, die Ähnliches lehrten.

Der Manichäismus war eine weit verbreitete halb philosophische, halb religiöse (sich auch als radikal christlich verstehende) Heilslehre der Spätantike und des frühen Mittelalters und stand in starker Konkurrenz zum Christentum, weshalb 527 allen Manichäer durch kaiserliches Edikt mit Todesstrafe gedroht wurde. Ihr Begründer, der Perser Mani (215–276), verkündete göttliche Offenbarungen, mit denen er sich als Vollender und Nachfolger der Lehren von Jesus, Zarathustra und Siddhartha Gautama (Buddha) verstand.

Seine Lehre prägte ein krasser Dualismus von Gut und Böse, Licht und Finsternis, Geist und Materie, deren Kampfplatz auch der innere Mensch sei. Die "Auserwählten" würden sich durch strenge Askese und die Kraft ihres Geistes, ihrer körperlichen und geistigen Reinheit über die stoffliche Welt erheben, um so die Erlösung ihrer Seele zu bewirken.

Doch Augustinus wandte sich vom Manichäismus ab, verließ 384 Karthago und ging als kaiserlicher Rhetor nach Mailand, wo er den dortigen Bischof Ambrosius kennenlernte. Dieser war ein berühmter **Rhetoriker** und betrieb eine Synthese des Christentums mit der neuplatonischen Seinslehre. Hatte Augustinus sich zunächst

mit dem **Skeptizismus** beschäftigt, dessen Position darin besteht, keinerlei Gewissheiten zu kennen, widmete er sich nun dem Neuplatonismus von Plotin und Porphyrios und gab ihm später die in der westlichen Theologie ausgeprägteste Form. Nach einem Bekehrungserlebnis ließ er sich in seinem 33. Lebensjahr 387 durch Ambrosius taufen.

Nach Nordafrika zurückgekehrt, wurde er 391 in Hippo Regius zum Priester und 395 dort zum Bischof geweiht, was sowohl sein Leben als auch seine Einstellung zu vielen Fragen änderte.

Nun führte er massive theologische Kämpfe gegen Manichäer, Donatisten, Pelagianer usw. – wobei in den strittigen Themen deutlich wird, dass das Christentum in den uns heute bekannten Lehren noch längst nicht fertig war, sondern sich in solchen Kämpfen in einigen Glaubensinhalten und -dogmen erst herausbildete. Und genau hierin liegt Augustinus' Bedeutung:

Er arbeitete Positionen und Leitsätze theologisch und philosophisch aus, die über Jahrhunderte den Glauben, die Lehre und das christliche Leben im Westen prägten und die bis heute präsent sind.

Die Bücher der **Neuplatoniker**, so schrieb er später, hätten "ein mächtig loderndes Feuer" in ihm entzündet. Oft macht er deutlich, wie nahe ihm und dem christlichen Glauben die Neuplatoniker sind: "Sie brauchen nur wenig Worte und Ansichten zu ändern, um selbst Christen zu werden." Für ihn sind die ("heidnischen"!) Platoniker geradezu die Vorläufer Christi. Das Christentum sei die Vollendung des Platonismus, heißt es in seiner Schrift "Von der wahren Religion", (De vera religione) mit der er gebildete "Heiden" bekehren wollte.

Augustinus erinnert darin an Platons berühmtes Höhlengleichnis: Dieser Mann (bei Platon der Philosoph), der da das Wahre erkannt hat und nun seine Genossen, die noch in der Schattenwelt der Höhle gefangen sind, befreien und zum eigentlichen Sein führen will – dieser große und wahrhaft göttliche Mann sei gekommen - er heiße Jesu Christus.

In der Augustinischen Umdeutung ist das platt, zeigt aber, wie er den Neuplatonismus in Dienst nahm. Haben die Philosophen etwas Wahres und dem Glauben Gemäßes gesagt, dann sollten es die Christen wie von "unberechtigten Besitzern in eigenen Gebrauch nehmen"! Wenn Augustinus über die Seele schreibt, von ihrer Suche nach ihrer ursprünglich eigenen Schönheit und Wahrheit, dann ist es, als würde man Plotin lesen. Plotin hatte gelehrt: "Zieh dich in dich selbst zurück!"

Davon geprägt kann auch nach Augustinus die Wahrheit nicht in der äußeren materiellen Welt gefunden werden. Dazu ist die Sinneswahrnehmung zu unzuverlässig und

die Welt viel zu sehr in ständigem Wandel. Die Quelle der Wahrheit könne daher nur im menschlichen Geist selbst liegen:

"Suche nicht draußen! Kehre in dich selbst zurück! Im Innern des Menschen wohnt die Wahrheit. (...) Und wenn du deine Natur wandelbar und veränderlich findest, so schreite noch über dich selbst hinaus. Dorthin trachte also, wo jenes Licht ist, das deine Vernunft erleuchtet. Wohin gelangt nämlich jeder, der seine Vernunft recht gebraucht, wenn nicht zur Wahrheit?... (D)er Verstand schafft die Wahrheit nicht, sondern findet sie vor."

Platons "ewige Ideen", ursprünglich Teil einer Erkenntnistheorie, sind nun durch Augustinus im Geist Gottes verankert und damit Teil einer Heilslehre geworden. Gott ist die Wahrheit, die durch innere Erleuchtung des Geistes erfahrbar wird. Dieses Zurückkehren und Einkehren bei sich selbst ist die Voraussetzung für ein mystisches Einswerden mit



pletus of pi eus ifte. zmlet de amove er defiderio.

a hundred one Com and when and Come

montibus about?

Buchseite aus "De vera religione"

dem Göttlichen, was Augustinus zu einem Bestandteil der vom ihm gestifteten Ordensregel machte. Augustinus hat in Anlehnung an die Neuplatonisten das Prinzip der selbstgewissen Innerlichkeit zum Ausgangspunkt der Philosophie formuliert und behandelt. Die ethisch-religiösen Bedürfnisse der Zeit verschoben sich allmählich von der äußeren in die Sphäre der inneren Welt. Gewiss entsprach dieses sich-in-sich-selbst-Zurückziehen auch dem Wunsch, einen Ausweg aus den Gefahren des historischen Umbruchs mit all ihren Unsicherheiten zu finden.

Doch was ist Augustinus sicher? Zunächst sein Glaube: Glaube ist ihm Basis der Erkenntnis: "Glaube, damit du erkennst!" Doch kann man sich seiner selbst, der Erkenntnis und Wahrheit sicher sein? 1200 Jahre vor René Descartes' berühmtem "Ich denke, also bin ich" (cogito ergo sum) stellte er bereits die nicht bezweifelbare Existenz des Denkenden fest: "wird jemand darüber zweifeln, dass er lebt, sich erinnert, Einsichten hat, will, denkt, weiß und urteilt? [...] Mag einer auch sonst zweifeln, über was er will, über diese Zweifel selbst kann er nicht zweifeln" oder kürzer: "Denn (selbst) wenn ich irre, so bin ich (doch)."

Und er stellte sich in dieser Zeit der Transformation des römischen Reiches die Fragen, die viele sich stellten: Wer und was ist Gott? Was ist das Böse?

Worin besteht Erlösung und wie ist sie zu erlangen?

Diese Fragen wurden besonders akut durch die Eroberung und Plünderung Roms durch die Westgoten im Jahr 410.



Die Plünderung Roms

Viele Menschen überall im Reich zweifelten am neuen Glauben und der Macht des neuen Gottes, Rom zu schützen. Waren diese fürchterlichen Ereignisse nicht doch eine Strafe wegen der Abkehr von den alten Göttern? Hatte nicht der Christengott und seine Kirche den Kampf um die Macht auf Erden (also im Römischen Reich) gewonnen – wie konnte dieser Gott das alles zulassen?

Das Mittelalter

Augustinus antwortete mit einem seiner berühmtesten Werke, "Vom Gottesstaat" (De Civitate Dei, 413-426), an dem er über 13 Jahre geschrieben hat. Es ist eine fulminante Darlegung und Verteidigung seines Glaubens, ein wortmächtiges Pamphlet gegen den

traditionellen Götterglauben, aber in dieser Auseinandersetzung auch ein Dokument religiöser Intoleranz. Der Untergang Roms, so Augustinus, sei allein der Sittenund Gottlosigkeit, Ausschweifung und Gier geschuldet.

Damit ist zugleich die **Frage nach dem Bösen** in der Welt aufgeworfen. Schon in der Antike ist das Gute an die Götter und deren Ordnung gebunden – aber es ist Platon, der das Gute an sich erfand, nämlich als höchste Idee und es war Augustinus, der diese Idee an den christlichen Gott band.

Doch wie und woher kommt dann das Böse in die Welt? Nicht von Gott, Gott und seine Schöpfung, so Augustinus, sind gut!

Augustinus kann das Böse in der Welt (wie die Griechen) daher nur als Mangel des Guten, hier in der Abkehr von Gott, erkennen.

Warum leiden dann aber auch kleine Kinder?, fragt er. Leiden ist doch nur als Strafe für Sünde gerecht – ergo: Auch Kinder müssten Sünder sein. Denn das Böse sei Folge von Adams "Sündenfall im Paradies", vom Baum der Erkenntnis zu essen. Gegen diese "Auflehnung und Abkehr von Gott" durch den freien Willen des Menschen erarbeitete Augustinus nun zur theologischen Erklärung die von Paulus bereits angelegte Lehre von der "Erbsünde". Sie ist Beleg für das zutiefst negative

Menschenbild des Augustinus. Adams "Frevel" werde durch Zeugung auf jeden Menschen als Teil der Gattung übertragen, weshalb alle Menschen die "Schuld der Erbsünde" trügen. Jeder Mensch sei seit Adams "Abfall von Gott" und der Vertreibung aus dem Paradies voller Sünde und daher zu Recht dem Tod, ewiger Verdammnis und den Höllenfeuern überantwortet.

Wie kann der Mensch dann aber Erlösung erlangen? Über diese Frage stritt Augustinus heftig mit dem (später als Ketzer verfolgten) britischen Mönch **Pelagius** (ca. 350 – 418/20). Dieser sah Erlösung als heilvolles Zusammenspiel von Gottes Gnadenangebot und einer freien Willensentscheidung des Menschen zu Gott an.

Diesem positiven Menschenbild, wonach der Mensch kraft seines Willens in der Lage ist, die Sünde zu meiden, setzte Augustinus auch hier sein sehr negatives ent-

gegen, mit dem er sich zunächst durchsetzte:
Der Mensch ist der "Erbsünde" unterworfen, es gebe keinen Verdienst, der ihm zum Heil gereiche - die Erlösung sei allein der unerforschlichen Gnade Gottes zu verdanken, Gott habe einige Menschen zum ewigen Leben vorherbestimmt. Da diese Prädestinationslehre zugleich mit der Position verbunden war, dass Gott unmittelbar in der Kirche wirke und der Gläubige das Heil



nur in ihr erlangen könne, schuf er zugleich die theologisch begründete Basis für den Machtkampf zwischen Kaisern und Päpsten im Mittelalter. Der Mensch, der sich zum Heil vollkommen der Gnade Gottes und seines Wirkens in seiner Kirche ausliefert, beherrsch-

te zusammen mit dem Bild des vom "Sündenfall verderbten Menschen" die christliche Erlösungsvorstellung. Allerdings wurde ab 529 betont, der Mensch solle mit Gott tun, was die Seele zum Heil brauche, also eine Art Synthese aus Pelagius und Augustinus.

Auch zu seiner Zeit war noch immer umstritten, ob die Trinität von Vater, Sohn und Heiligem Geist eine Unter- und Überordnung oder nicht gar Vielgötterei sei. Die Arianer (benannt nach Arius aus Alexandria) vertraten ein streng monotheistisches Gottesbild: Jesus sei ein in der Zeit von Gott geschaffenes Geschöpf und ihm untergeordnet. War aber Jesus nicht göttlich, war damit die Erlösung durch den Kreuzestod Jesu in Frage gestellt. Obwohl bereits auf dem Konzil von Nicäa 325 als Häresie verurteilt, besaßen dennoch bis ins 6. Jhrdt. alle

germanischen Stämme (außer den Franken) das arianische Gottverständnis.

Augustinus selbst stritt heftig mit den **Donatisten** darüber, ob die Heiligkeit der Sakramente an die Heiligkeit der Amtsträger gebunden oder ungültig sei, wenn diese während der Christenverfolgungen vom Glauben abgefallen waren, Schriften ausgeliefert hatten oder ein unheiliges Leben führten.

Augustinus wandte sich gegen Donatus von Karthago und verneinte:

Der Mensch sei sündig, solange er im Leibe sei. Die Amtsträger seien lediglich "Überbringer" der von Gott kommenden und dadurch geheiligten Sakramente. Da es darüber zur Spaltung der Kirche Nordafrikas kam, befürwortete Augustinus staatliche Gewalt gegen dieses "Unkraut" und befürwortete Zwangsbekehrungen von Donatisten, so dass ihn manche Historiker zwar nicht als Vater, aber Großvater von Inquisition und zwangsweiser Missionierung späterer Zeiten ansehen.

H CH HIKALA ABA IPPOTH

O'REMCHICAL

O'REMCHICAL

A BANGA ABA

A BANGA

Konzil von Nicaea, 325 (Arius als Ketzer unter den Füßen von Konstantin)

In diesen innerkirchlichen Auseinandersetzungen hat Augustinus seine Lehre ausgearbeitet und immer stärker auf kirchliche Erfordernisse ausgerichtet. In seinen letzten Jahren als Bischof von Hippo hat er sich nach Durchsicht seiner früheren Schriften nachträglich in Manchem vom Platonismus distanziert: Die Platoniker seien zwar den Christen am nächsten, aber besäßen durch ihre Lehre nicht die Fähigkeit, das Ziel, die Verehrung des einzig wahren Gottes und Erlösung zu erreichen - Stolz und Hochmut (wohl mangelnder Wille zur Anbetung und Unterwerfung unter Gott) hinderten sie daran.

Zweifellos: Augustinus war am Ausgang der Antike ein großer, asketisch lebender Theologe und Philosoph, der lange nachwirkte.

Doch es gibt eine Vielzahl von kritischen Stimmen, die wie der Philosoph Bertrand Russell (1872-1970), anmerken, dass Augustinus, der unter seiner eigenen "Sündhaftigkeit" sehr gelitten, seiner "Philosophie etwas Unmenschliches" verliehen habe, das "krankhaft" wirke. Der Philosoph Peter Sloterdijk sieht durch Augustinus gar "Primärmasochismus in das europäische Denken einströmen".

Und in der Tat: Die Züge starrer Dogmatik und Intoleranz, die sich besonders nach 396 in seiner Zeit als Bischof zeigten, auch seine maßlose Hetze gegen Juden, entstammen weder der antiken Philosophie noch dem Neuplatonismus.

Seine Lehre von der Erbsünde, der Gnadenwahl, der vorherbestimmten Auswahl der zur Seligkeit von Gott allein Berufenen, seine Betonung von Autorität in Glaubensdingen und der überragenden Rolle der Kirche bis hin zur Gewalt gegen Andersdenkende, all das widerspricht dem antiken Menschenbild, das die freie Persönlichkeit betont und unterschiedliche Gottesvorstellungen

zugelassen hatte.

"Auf einem einzigen Wege kann man nicht zu solch einem großen Geheimnis, wie es das Göttliche ist, gelangen", warnte schon der "heidnische" Römer Symmachus die Christen.

Doch es kam anders.

Mit dem Mittelalter begann eine folgenschwere Verknüpfung von Theologie und Philosophie, fast alle nachfolgenden Philosophen waren Theologen: Die Philosophie wurde als "Magd der Theologie" begriffen und konnte sich erst Jahrhunderte später aus dem Dienst an Kirche und Glauben emanzipieren.

Doch die alten philosophischen Fragen blieben:

Lassen sich Glauben und Vernunft widerspruchsfrei vereinen?

Lässt sich die Existenz Gottes beweisen?

Der bereits am Ausgang der Antike unternommene Versuch, den christlichen Glauben mit rationalem Denken und Vernunft in Einklang zu bringen, hatte, das wissen wir heute rückblickend, enorme Konsequenzen für den Glauben, die Wissenschaften, für die ganze westliche Kultur.

Denn was geschieht, wenn Naturwissenschaften, Philosophie, das eigene Denken und Streben, die Begegnung mit fremden Kulturen in Widerspruch zu Glaube und Kirche führen?

Über die Verbindung von Glauben und Vernunft in der theologisch-philosophischen Scholastik, berichte ich das nächste Mal.

Zeitgeschichte: Karolinger und Ottonen

Meine sehr verehrten Damen und Herren, vor 14 Tagen haben wir kurz die Entstehung des Frankenreiches unter Chlodwig beleuchtet. Er und seine Nachfahren aus dem Geschlecht der **Merowinger** sollten das Frankenreich stabilisieren. Dazu bedurfte es der Siege über die benachbarten fränkischen Könige, wie Alamannen und die Westgoten. Zentral für die Festigung der Herrschaft wurde die Annahme des katholischen Christentums, die half Spannungen innerhalb des Frankenreiches abzubauen. Nach und nach entwickelte sich das Reich zu einem homogenen Königreich.

In der merowingischen Zeit mehrte sich nach und nach der Einfluss der Hausmeister (maiores domus), die das politische Handeln mehr und mehr in ihre Hand bekamen. Dennoch behielten die Merowinger die Königswürde nominell noch bis in die Mitte des 8. Jahrhunderts. Pippin der Jüngere, ein Sohn Karl Martells, ließ 751 den letzten König ins Kloster weisen. Zur Legitimation seiner Herrschaft suchte er danach die Zustimmung der Kirche. Damit endet die Herrschaft der Merowinger. Der Dynastiewechsel zu den Karolingern verläuft relativ reibungslos. Die große Zeit der Karolinger beginnt mit der Königsherrschaft Karls des Großen (747/48-814). Ihm gelingt es, außenpolitisch ein Reich zu formen, das dem früheren weströmischen nur wenig nachstand. Innenpolitisch schuf er die Strukturen, die einen geregelten, systematischen Staatsauf-

Schauen wir uns zunächst die innenpolitischen Leistungen Karls des Großen an. Er errichtete in seinem Staatsgefüge eine feudale Ordnung. Damit war die persönliche Bindung zwischen dem Lehnsherrn und den Vasallen das entscheidende Gerüst der Herrschaftssicherung. Kernstück dieses Vasallentums war die Sicherung der militärischen Organisation. Auf diesem Wege erlangte der Adel natürlich auch eine Beteiligung an der Herrschaft und trug zur Sicherung des Reiches bei.

bau förderten.

Auch die Kirche war in das neue System eingebunden. Sie war im wesentlichen Träger der Verwaltung. Damit bildeten die Reichsaristokratie und die Kirche auch die personellen Klammern, die das Reich zusammenhielten.

Mit den oben genannten politischen Veränderungen verband sich ein Wiedererstarken des kulturellen und geistigen Lebens. Kleriker und Mönche wurden die Träger von Bildung, Literatur und Kunst. War das Zeitalter der Merowinger über 200 Jahre ein System, in dem

Schriftlichkeit zurückging und Kunst und Kultur keinerlei Rolle spielten, so versuchte Karl nun mit

Hilfe der Kirche einen neuen Aufbau geistigen Lebens. Im Mittelpunkt stand dabei die Adaption von Formen und Inhalten, die aus der Antike heraus schon bekannt waren, aber jetzt wieder erneuert werden sollten. Karl der Große holte dafür zahlreiche führende Köpfe und bedeutende Gelehrte an seinen Hof.

Dazu gehörten beispielsweise der Angelsachse Alkuin, der Leiter der Hofschule wurde, Petrus von Pisa u.a. Damit entstand unter aktiver Beteiligung Karls des Großen für den Zeitraum von wenigen Jahrzehnten ein geistiges Zentrum an seinem Hof, die eine Ausstrahlung in alle Teile des Reiches entwickelte.

Ich will hier nur einige Beispiele nennen, an denen deutlich wird, wie sehr hier Kultur wieder zum Tragen kam.

So wurde am Hof des Kaisers eine neue Buchschrift entwickelt, die sogenannte karolingische Minuskel. Das Sammeln und Kopieren von Büchern und Handschriften war Teil des Wissensaufbaus. Hinzu kam die Verbreitung der Bibelabschriften. Ganz besonders deutlich wird diese kulturelle Leistung, die auch "karolingische Renaissance" genannt wird, in der Architektur. Bedeutendstes Zeugnis gibt hier der St. Galler Kloster-

plan, als Modell des karolingischen Idealklosters mit Saalkirchen, Rundbauten u. Westwerkanlagen. Das wohl bedeutendste Zeugnis dieser Renaissance ist die Palastkapelle in Aachen, die ich ihnen im Bild zeige.

Wenden wir uns jetzt der Außenpolitik Karls des Großen zu. 768 starb der Vater Karls des Großen.

Pippin der Jüngere und Karl wurde gemeinsam mit seinem Bruder Karlmann sein Nachfolger. Bereits 771 starb Karlmann und Karl wurde Alleinherrscher.

Wie war die Situation innerhalb des Reiches? Um es kurz zusammenzufassen:

Ganz Europa befand sich in Aufruhr und damit war auch der Bestand des Frankenreiches gefährdet. An den Grenzen des Reiches sorgten die Sachsen immer wieder für Unruhe, in Italien stritt die römisch-katholische Kirche mit den Langobarden um Einfluss und Macht. Auf der iberischen Halbinsel drangen die Araber immer weiter vor und im Osten fielen die Awaren ein. Somit war klar, dass Karl der Große kämpfen musste, woll-



Karl der Große (links) und sein Sohn Pippin der Bucklige, darunter ein Schreiber Kopie einer verlorenen, zwischen 829 und 836 in Fulda hergestellten Miniatur



te er sein Reich erhalten. Möglicherweise stand ihm aber schon damals eine Neuordnung der Verhältnisse in Westeuropa vor Augen. Dafür musste er bis fast zum Jahr 800 eine große Anzahl von kriegerischen Auseinandersetzungen führen.

Zunächst wand sich Karl gegen den Herzog von Aquitanien, der nach dem Tod Pippins versucht hatte, sich von den Karolingern unabhängig zu machen. Erfolgreich vertrieb er ihn in die Gascogne. Beide Territorien unterwarfen sich 769 den Franken.

Die größten Feldzüge musste Karl der Große gegen die benachbarten **Sachsen** führen. Sie begann im Jahr 772, eine endgültige Integration der Sachsen in das Frankenreich erfolgte 804. Die Sachsen waren schon den Merowingern zeitweise tributpflichtig gewesen. Sie hielten an germanischen Traditionen fest, zu denen nicht nur die eigene Religion gehörte, sondern auch regelmäßige Raubzüge in das Gebiet der Franken. Ob Karl diese Raubzüge beenden wollte oder er auf eine Eingliederung der Sachsen in das Frankenreich setzte, ist ungewiss.

Im Sommer 772 fielen die Franken in Sachsen ein und zerstörten eine der wichtigsten Versammlungsplätze der Sachsen. Danach brach offener Widerstand aus. Diesen Widerstand niederzukämpfen, gelang den Franken zunächst erfolgreich. Ihre Truppen besetzten sächsisches Gebiet und eroberten beispielsweise die Syburg bei Dortmund und stießen sogar bis zur Weser vor.

Nur wenige Jahre später gab es neuerliche, eher bäuerlich getragene Aufstände unter der Führung **Widukinds**, die einen erneuten Feldzug Karls nach sich zogen. Mitt-

Karl der Große und Sachsenfürst Widukind

lerweile war es Karls Absicht, die Sachsen zu christianisieren. Dies hätte zur Folge gehabt, dass die Integration ins Reich leichter geworden wäre und er kirchliche Institutionen für administrative Zwecke hätte nutzen können. Doch diese **Christianisierung** fiel nicht so leicht. Immer wieder erhoben sich die Sachsen, bis schließlich im Jahr 782 Karl der Große diesen Widerstand mit brutaler

Repression geahndet hat. Mehr als 4.500 Opfer, wesentlich aus dem sächsischen Adel sollen enthauptet worden sein. Karl erwarb sich durch sein rücksichtsloses und hartes Vorgehen den Beinamen "Sachsenschlächter". Dennoch blieb es auch in den Folgejahren nicht ruhig. Eine Wende trat erst ein, als Widukind sich, wohl im Jahr 785, taufen ließ und den Treueeid auf Karl leistete.

Die Auseinandersetzung endete schließlich im Jahr 804 mit der Unterwerfung der letzten sächsischen Widerstandsgruppen und der Ernennung des Missionars Liudger zum Bischof von Münster im Jahr 805.

Die Sachsenkriege hatten Karl oft gebunden. Dennoch hat er in diesen Jahren weitere Feldzüge und Eroberungen vorgenommen. So baten im März 773 päpstliche Gesandte den König um Unterstützung für den Papst gegen die Langobarden. 774 startete der erfolgreiche Feldzug, der mit der Absetzung des letzten Langobardenkönigs endete. Karl selbst ließ sich zum König der Langobarden krönen.

Weniger Erfolg brachte ein Kriegszug nach Spanien im Jahr 778. Hier mussten die Franken eine deutliche Niederlage hinnehmen. Erst in den folgenden Jahrzehnten gab es erste Erfolge, die 806 mit der Bildung der Spanischen Mark jenseits der Pyrenäen endete.

788 wurde Bayern dem fränkischen Reich angegliedert. Karl hatte nun sein Reichsgebiet erheblich erweitert, er war immer noch König der Franken, Langobarden usw.

Wir alle aber wissen, dass er auch noch **Kaiser** wurde. Hintergrund dafür war die Wahl **Leo III** zum Papst. Dieser suchte die Unterstützung des Frankenkönigs, weil er selbst in Konflikt mit dem römischen Stadtadel stand, der bei der Papstwahl den Ausschlag gab. 799 floh Leo III

aus Rom zu Karl nach Paderborn. Im Sommer des Jahres 800 zog Karl der Große nach Rom und stützte damit die Ansprüche Leos III. Am Weihnachtstag des Jahres 800 wurde Karl vom Papst zum Kaiser gekrönt. Damit hatte Westeuropa wieder einen Kaiser, einen Titel, den es seit 476 nicht gegeben hatte.

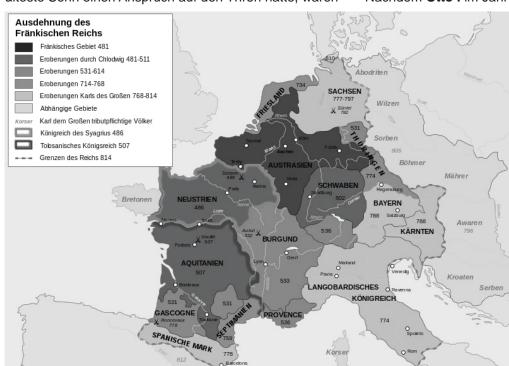
Der neue Kaiser nannte sich: "Karl, durchlauchter Augustus, von Gott gekrönter, großer friedensstiftender Kaiser, das Römische Reich regierend, von Gottes Gnaden auch König der Franken und Langobarden." Somit hatte Karl nun endgültig den byzantinischen Kaiser abgelöst. Karl selbst verstand sich auch als direkter Nachfolger der römischen Kaiser. Damit war auch die Einheit von Kirche und Reich offizielle Staatsdoktrin. Diese Krönung bildete von nun an die Grundlage des späteren Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation. Nach 800 expandierte das Frankenreich noch nach Osten. So wurden 806 die Sorben besiegt, auch Böhmen geriet in den Jahren 805 bzw. 806 in fränkische Abhängigkeit.

So viel kurz zur Außenpolitik Kaiser Karls. Als er schließlich im Jahr 814 starb, verliefen die Grenzen des fränkischen Reiches von der Mündung der Elbe bis zu den Pyrenäen direkt am Meer entlang. Es gab nur zwei Unterbrechungen, die Gascogne und die Bretagne. Die Pyrenäen selbst waren die Grenze zum expandierenden

Islam. Vom Ende der Pyrenäen her berührte das Karolinger Reich das Meer und folgte der Küste bis etwa nach Rom. Auch die Balearen, Korsika und Sardinien waren Teile des Frankenreiches. Die östlichen Grenzen des Reiches waren fließend. Nach der Unterwerfung der Sachsen bildete die Elbe in ihrem ganzen Verlauf die Grenze.

Auf Karl den Großen folgte 814 **Ludwig der Fromme**, da Karls ältere Söhne bereits verstorben waren. Noch zu seinen Lebzeiten erhoben sich seine eigenen Söhne gegen ihren Vater und bekämpften sich. Das Problem lag im Wesentlichen darin, dass im Frankenreich alle Söhne eines Herrschers als Erben auftraten.

Die späteren Rechtsordnungen, nach denen immer der älteste Sohn einen Anspruch auf den Thron hatte, waren



noch unbekannt. 843 einigten sich Lothar I, Ludwig II und Karl II im **Vertrag von Verdun** auf eine Teilung der Herrschaft im Frankenreich, wobei allerdings an der Idee der Reichseinheit festgehalten wurde. Dieses Datum gilt heute als Gründungsmarkierung des westfränkischen Reiches und Grundlagen des heutigen Frankreichs, für das ostfränkische Reich markierte dieses Datum die Grundlage des Deutschen Reiches.

Nachdem Lothars Söhne ohne Erben verstorben waren, wurde die Herrschaft zwischen Karl II und Ludwig II erneut geteilt. Karl der Dicke einte im Jahr 885 noch einmal beide Teile Frankens. Ihm folgten als Kaiser noch Arnulf von Kärnten und Ludwig III. Mit dem Tod des letzteren endete das Kaisergeschlecht der Karolinger.

Meine Damen und Herren, Ihnen ist sicher schon aufgefallen, dass ich die Religionsthematik weitgehend außen vor gelassen habe. Dies hat seinen guten Grund darin, dass der Kollege Drexhage dieses Feld bearbeitet. Ich werde mich daher auch bei der folgenden Herrscherdynastie auf eine rein ereignisgeschichtliche Darstellung beschränken.

Nun sollte ein anderes Herrschergeschlecht das Frankenreich für einige Zeit prägen und formen: **Die Liudolfinger**, die in späterer Zeit nach den bedeutenden Vertretern ihrer Familie Ottonen genannt wurden.

Das Mittelalter

Erster König aus dieser Dynastie wurde **Heinrich I**, der 919 vom Hochadel zum König gewählt wurde. Er war damit der erste sächsische König auf fränkischem Thron – dies belegt, dass die Sachsen nach der Christianisierung und verwaltungsmäßigen Eingliede-



rung fester Bestandteil des Frankenreiches waren. Sein wichtigster Erfolg war die Zurückschlagung der angreifenden Ungaren im Jahr 933. Heinrich hatte es sich zum Ziel gesetzt, die Reichseinheit dadurch zu stabilisieren, dass nur ein Erbe die Nachfolge antreten solle. Dies war in der Quedlinburger Hausordnung, die seinen Sohn Otto zum direkten Nachfolger machte, festgelegt. Die anderen Söhne wurden mit der Herzogswürde abgefunden.

Nachdem Otto I im Jahr 936 zum König gekrönt worden

war, stellte sich heraus, dass seine Herrschaft innerhalb seiner eigenen Geschwister nicht so akzeptiert wurde, wie es der Vater gedacht hat. Seine eigenen Brüder probten den Aufstand gegen ihn, so dass das Reich unruhige Jahre erlebt hat. Gleichzeitig setzte Otto auf die Stärkung vieler Adeliger aus niedrigerem Stande. Er versuchte damit wohl diese enger an seine persönliche Herrschaft zu binden, da ihr Aufstieg ein besonderes Treueverhältnis nach sich zog. Das wiederum verprellte Angehörige des hohen Adels und führte zu weiteren Auseinandersetzungen. Erst nach 940 konnte Otto I seine königliche Macht konsolidieren.

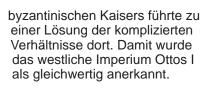
Seinen wichtigsten außenpolitischen Erfolg verzeichnete Otto I in der **Schlacht auf**

dem Lechfeld. Die Ungarn waren, trotz der Niederlage gegen Ottos Vater eine beständige Bedrohung der Ostgrenze des ostfränkischen Reiches geblieben.

Das im Frühjahr 954 fielen sie, eine innere Schwäche des Reiches nutzend, in Bayern ein und bedrohten das ganze Reich. Vor Augsburg wurden die fremden Streitmächte aufgehalten, da der dortige Bischof die Stadt mit aller Macht verteidigen ließ. Dies gab Otto die Zeit, ein großes Heer zusammenzustellen und mit diesem Richtung Augsburg zu ziehen. In der Schlacht auf dem Lechfeld 955 wurden die Ungarn vernichtend geschlagen, von ihnen sollte von nun an keine Gefahr mehr für das Reich ausgehen. Für Otto bedeutete dies die absolute Stabilisierung seiner Macht. Keiner der Adeligen hier im Reich wagte es nun noch, sich ihm entgegen zu setzen.

Komplizierte politische Verhältnisse in Italien veranlassten Papst Johannes X II 962, Otto um seinen Beistand zu bitten. Otto kam diesem Wunsch nach und wurde nach erfolgreicher Mission vom Papst zum Kaiser gekrönt.

Bereits 951 hatte er seinen ersten Feldzug nach Italien durchgeführt, aber erst jetzt konnte er seine Macht für kurze Zeit durchsetzen. Allerdings gelang es ihm nicht, sich auf Dauer als Herrscher der italienischen Gebiete zu halten, weil es immer wieder zu Aufständen kam. Erst die Hochzeit seines Sohnes Otto II mit einer Nichte des



Die Grundlagen des Reichskirchensystems, die Otto I schaffte, sind bedeutender Teil der kirchenpoliti-

schen Entwicklung des Reiches, finden hier aber keine Beachtung.

Wie sieht das Reich am Ende der Herrschaft Otto I aus? Wir finden einen Kaiser, der absolut gefestigt und unumstritten ist und dessen Macht überall Anerkennung findet. Als er im März 973 in Quedlinburg einen Hoftag abhielt, waren dort Vertreter Dänemarks, Polens, Ungarns, Bulgariens, Russlands, aus Byzanz und Rom vertreten. In der Folge kam selbst eine sarazenische Gesandtschaft, um Ottos ruhmreicher Herrschaft ihre Aufwartung zu machen. Noch im selben Jahr, am 7. Mai 973, starb Kaiser Otto I im Alter von 60 Jahren. Sein Leichnam wurde nach Magdeburg überführt, in dessen Dom sich noch heute der Sarkophag befindet.

Otto I war derjenige, der die Verhältnisse im Staat und in der Kirche neu ordnete und außenpolitisch das Reich zu neuer Größe führte. In all seinem Bestreben war er letztlich erfolgreich und damit wohl die herausragende Figur unter dem ottonischen Kaiser.

Seine Nachfolge hatte Otto I auf geschickte Weise gelöst. Er hatte seinen Sohn Otto auf einem seiner Italien-Züge im Jahr 967 in Rom bereits zum Mitkaiser krönen lassen. Damit sicherte er sich gegen alle Widersprüche ab, die sich aus der Erbfolge ergeben könnten.

Die Übergabe der Macht an **Otto II** und der Erhalt des geschaffenen Imperiums waren so auf reibungslose Weise gesichert, so schien es jedenfalls. Otto hatte keinen Bruder, der ihm die Herrschaft hätte streitig machen können. Allerdings gab es noch einen Onkel, Heinrich den Zänker in Bayern. Dieser suchte nun die offene Auseinandersetzung mit dem Kaiser. Nachdem er Heinrich hatte vertreiben können, nutzte Otto die Gelegenheit, das bayerische Territorium deutlich zu verkleinern, um so weitere Machtansprüche von dort schon im Ansatz ersticken zu können.

Aber auch die Italien-Politik blieb für Otto II wichtig. 979 war die Stellung von Papst Benedikt VII bedroht, der sich nicht mehr in Rom halten konnte und den Kaiser um Hilfe bat. Otto reiste mit seiner Familie, aber ohne großes Heer nach Italien und zog ohne jede Gegenwehr in Rom ein. Auch konnte er den Papst wieder einsetzen.

Otto hatte allerdings die Absicht, die ständigen Angriffe der Sarazenen auf süditalienisches Festland auf Dauer zu unterbinden. Mit einem Heer versuchte er 982 gegen die Sarazenen zu ziehen. Das Ergebnis dieser Schlacht war ein absolutes Desaster. Der Kaiser selbst konnte nur mit Mühe sein Leben retten und hatte damit eine Niederlage erlitten, die unbeschreiblich war.

Sogleich nutzten die Adeligen des Reiches die Situation und fordern ein Treffen mit dem Kaiser, um für sich selbst Machtgewinne zu realisieren. Noch im selben Jahr erhoben sich die slavischen Stämme östlich der Elbe. Sie wurden zwar militärisch zurückgeschlagen, aber das Missionswerk Otto I war vernichtet.

Das Gebiet der Slaven blieb für mehr als ein Jahrhundert für die Christianisierung verloren.

Noch im selben Jahr zog der Kaiser erneut nach Rom, um seine militärischen Aktivitäten wieder aufzunehmen. Dort verstarb er im Dezember 983 im Alter von nur 28 Jahren. Anders als alle anderen deutschen Kaiser wurde sein Leichnam nicht ins Reich überführt, sondern er fand seine letzte Ruhestätte in der Vorhalle von Sankt Peter.

Da Otto II so jung starb, hinterließ er einen Thronfolger, der erst drei Jahre alt war. So waren es zunächst zwei Frauen, die die Regierungsgeschäfte wahrnehmen, seine Mutter, die bereits oben erwähnte byzantinische Gattin Ottos II, sowie seine Großmutter Adelheid, die Witwe Ottos I. Beide Frauen waren völlig unterschiedlich. Dennoch haben sie es geschafft, gemeinsam über viele Jahre die Geschicke des Reiches so zu lenken, dass es nicht in wirkliche Gefahr geriet.

Als **Otto III** im Jahr 995 15 Jahre alt wurde, endete der Frauen-Einfluss auf den nun großjährigen König. Er wird beschrieben, als romantischer und überschwänglicher junger Mann, der nie ernsthaft erwachsen wurde. Was ihn ausmachte, waren vor allen Dingen imperiale Träume. Dazu zählte vor allen Dingen natürlich der Gedanke an eine Kaiserkrönung in Rom.

Hilfreich kam da die Notsituation von Papst Johannes XV, die willkommenen Anlass für einen Italienzug bedeutete. Der Papst hatte Rom verlassen müssen und Otto III nutzte die Gelegenheit, seinen Hofkaplan zum Papstnachfolger zu machen.

So wurde zum ersten Mal ein "Deutscher" Papst. Nach dem Einzug in Rom kürte dieser Otto III natürlich sofort zum Kaiser. Die Spannungen in Italien gingen aber weiter, so dass Papst Gregor V aus Rom vertrieben wurde. Dies führte dazu, dass Otto 997 / 998 erneut nach Italien zog, um Gregor wieder einzusetzen.

Otto III ging dabei mit ungeheurer Grausamkeit vor. Der Gegenpart wurde geblendet, seine Nase und seine Zunge wurden abgeschnitten. Ähnlich verfuhr er mit den Anführern des Widerstandes. Wir wollen die weitere Herrschaftszeit Ottos III hier nicht intensiv beleuchten. In relativ friedlichen Zeiten regierte der Kaiser bis zum Januar 1002, als er in Italien im Alter von 22 Jahren starb.

Heinrich IV, der Sohn von Heinrich dem Zänker, stammte aus der bayerischen Nebenlinie der Ottonen. Da Otto III keine Kinder hatte, beanspruchte er als letzter der ottonischen Linie seinen Anspruch und setzte ihn durch. 1002 wurde er als **Heinrich II** zum ostfränkischen König gekrönt, im Jahr 1014 zum Kaiser.

Heinrich II und seine Zeit ist von heftigen Auseinandersetzungen mit den polnischen Königen gekennzeichnet. Diese näher zu beleuchten, fehlt uns allerdings die Zeit.

Als Heinrich II 1024 kinderlos stirbt, endet die ottonische Zeit. Es sind die **Salier**, die eine neue Dynastie gründen sollten. Aber dies ist eine andere Geschichte, die uns in dieser Reihe nicht weiter begleiten wird.

Kirchengeschichte: Das Frühmittelalter (500 - 919)

Das Frühmittelalter, nach überkommener Periodisierung, etwa die Zeit zwischen dem 6. und dem beginnenden 10. Jahrhundert, war die Epoche der Begründung einer neuen politischen und geistigen Ordnung in Europa. Was speziell die Kirchen- und Religionsgeschichte angeht, soll im Folgenden exemplarisch auf drei Themenkomplexe eingegangen werden, die während dieser Zeit prägende Kräfte entwickelt haben.

Zunächst stand besonders zwischen dem 6. und 8. Jahrhundert Westeuropa im Zeichen einer von Wandermönchen betriebenen und nach bescheidenen Anfängen schließlich europaweit ausgedehnten Missionstätigkeit, welche die Christianisierung entscheidend intensivierte und beschleunigte.

Nicht zuletzt hierdurch erstarkten Kirche und Papsttum, welche ihrerseits den Schulterschluss mit dem Frankenreich, dem damals in Westeuropa unangefochten herrschenden Machtblock, suchten und auch fanden.

Die Kaiserkrönung Karls des Großen durch den Papst im Jahre 800 bildete den wohl sinnfälligsten und symbolträchtigsten Ausdruck dieses Bündnisses zwischen geistlicher und weltlicher Macht.

Der Zerfall des fränkischen Reiches ab der Mitte des 9.Jahrhunderts und das sich daran anschließende Ende der karolingischen Dynastie konnte daher auch für das Papsttum nicht ohne Folgen bleiben. Mit dem Wegfall starker Herrscherpersönlichkeiten wie Kaiser Karl in

Kaiserkrönung Karls durch Papst Leo III. Darstellung nach Entwürfen Raffaels für einen Repräsentationsraum im Vatikan (1517)

seiner Eigenschaft als Schutzherr der abendländischen Kirche
gerieten die Bischöfe von Rom
schrittweise in den Strudel von Machtund Parteikämpfen in und außerhalb Roms.
Es setzte ein Niedergang des Papsttums ein, der rund
ein Jahrhundert dauerte. Die monastische Mission, das
Bündnis zwischen Kreuz und Schwert sowie das "Dunkle
Jahrhundert" des päpstlichen Rom sollen im Folgenden
die Themen sein.

Für die Christianisierung großer Teile West- und Mitteleuropas wurde ab Beginn des frühen Mittelalters eine von Mönchen getragene Missionsbewegung von überragender Bedeutung. Bemerkenswert ist hierbei, dass diese Bewegung zunächst nicht von Rom ausging, sondern im äußersten Nordwesten Europas ihren Anfang nahm. In den 30er Jahren des 5. Jahrhunderts hatte ein aus Britannien stammender Mönch namens Patrick (lat. Patricius) begonnen, das Christentum auf der irischen Insel zu verbreiten. Seine Lebensgeschichte wurde bereits früh zum Gegenstand zahlreicher Legenden und mystischer Verklärung. So soll er als Jugendlicher von Piraten nach Irland verschleppt und dort in die Sklaverei verkauft worden sein. Nach einer abenteuerlichen Flucht nach Britannien kehrte er einige Jahre später als Mönch auf die "grüne Insel" zurück und begann dort, was auf Grund zuverlässiger Quellen feststeht, seine unermüdliche Missionstätigkeit, die u.a. zur Gründung von Klöstern führte, welche ihrerseits zu lokalen Zentren für priesterliche und seelsorgerische Tätigkeit wurden.

Im Hinblick auf die von Clans und deren Repräsentanten beherrschte keltische Bevölkerung spricht man kirchengeschichtlich von der Schaffung einer "Keltischen Klosterkirche". Als Patrick um die Mitte des 5. Jahrhunderts verstarb, war fast ganz Irland christianisiert und ein beträchtlicher priesterlicher Nachwuchs rekrutiert, der vornehmlich einheimischen Adelsfamilien entstammte. Die von Patrick gegründete Kirche entwickelte sich zunächst in völliger Unabhängigkeit von Rom und wurde primär von Äbten und nicht von Bischöfen organisiert und geleitet.

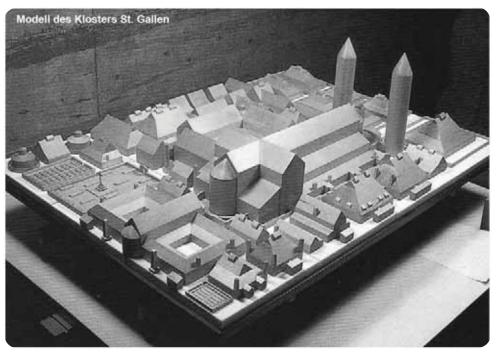
Das **Leben in den Klöstern** war von strenger Askese und Bußpraxis, aufopferungsvoller seelsorgerischer Tätigkeit sowie von Bildungsbemühungen und Gelehrsamkeit bestimmt, wobei ein besonderer Schwerpunkt auf dem Studium lateinischer Texte lag. Während Patrick noch fast ausschließlich in Irland missioniert hatte, gingen seine Nachfolger dazu über, im Rahmen einer perigrinatio pro Christo, also einer oft lebenslangen Pilgerreise für Christus, auch in der Fremde den Glauben an den Auferstandenen zu verbreiten und Klöster zu gründen. Sie wirkten als Wandermönche zunächst in Schottland und dann auch im übrigen Britannien. In Ansehung dieser geographischen und entwicklungsgeschichtlichen Wurzeln wird diese Missionsbewegung, nicht zuletzt auch aus Gründen der Unterscheidung von anderen Gruppierungen, zumeist als iroschottische Mission bezeichnet. Die perigrinatio pro Christo führte die irischen Mönche schließlich auch auf das Festland, wo sie nahezu durch das gesamte merowingische Frankenreich zogen und im Laufe des 7. und 8. Jahrhunderts ein regelrechtes Netzwerk von zunächst kleineren Klöstern installierten. Auf ihrer Wanderschaft entfalteten sie eine umfangreiche seelsorgerische, pädagogische



und spirituell geprägte Tätigkeit:
Sie erteilten Elementarunterricht,
verbreiteten die den meisten
Menschen noch völlig unbekannte christliche Ethik, sie bekehrten, tauften und hinterließen das,
was man ansatzweise christliche
Kulturlandschaften nennen könnte.

Besondere Berühmtheit erlangte hierbei der in einem irischen Dorf um 530 geborene **Columbanus** (dt. Täubchen), wie er sich später selbst nannte. Erst im Alter von 60 Jahren begann er seine eigentliche Missionstätigkeit, die ihn in die Bretagne, in weite Gebiete Galliens und Burgunds, an den Bodensee und schließlich bis nach Norditalien führte. Er gründete zahlreiche Klöster, u.a. Luxeuil in den Vogesen, in Bregenz am Bodensee sowie in Bobbio, südlich von Mailand gelegen, wo er im Jahre 615 verstarb.

Auch wenn seine Lehren und vor allem auch seine Lebensführung - heutzutage würde man vermutlich mit einem Anflug von Grausen von brutaler Askese und rüden Bußpraktiken reden - schon damals nicht unumstritten waren, bleibt er dennoch bis heute als einer der bedeutendsten Missionare und Heiligen in Erinnerung.



Auf einen seiner Schüler namens Gallus geht die Gründung des Klosters St. Gallen zurück, welches dann ab dem 8. Jahrhundert in spiritueller, akademischer, vor allem aber auch in funktionaler Hinsicht absoluten Vorbildcharakter erlangte. Der abgebildete Lageplan zeigt, dass man damals buchstäblich an alles gedacht hatte, was ein Kloster als vollkommen autarkes Zentrum religiösen und geistigen Lebens benötigte.

Im Gegensatz zur iroschottischen Bewegung war die angelsächsische Mission, die um ca. 600 einsetzt, von Beginn an von Rom aus initiiert und organisiert. Päpste und Bischöfe entsandten ausgewählte Mönche und Nonnen, die zunächst in Britannien und ab Beginn des 8. Jahrhunderts auch auf dem Festland mit missionarischem Eifer ans Werk gingen. Die herausragendste Gestalt unter diesen war der 675 bei Exeter/Südengland geborene Winfried, der später unter dem Namen Bonifatius und dem Ehrentitel "Apostel der Deutschen" in die Kirchengeschichte eingehen sollte. Im Jahre 719 erhielt er von Papst Gregor II. den brisanten Auftrag, bei den – so wörtlich – "wilden Völkern Germaniens" zu missionie-

ren. Sein bedingungsloser Gehorsam gegenüber Papst und Kirche wurde zum Motor für sein unermüdliches Schaffen im späteren Deutschland. Er missionierte bei den Friesen, Thüringern, Hessen und später auch bei den Bayern. Wegen seiner Erfolge wurde er vom Papst zum Missionsbischof von Germanien und zum Apostolischen Legaten ernannt. Er gründete Klöster wie z.B. Fritzlar und Fulda. Seine aber wohl wichtigste Leistung bestand in der Neuordnung der fränkischen Reichskirche. Auf sein Betreiben hin entstanden neun neue Bistümer, darunter Regensburg, Passau, Freising, Eichstätt, Erfurt und Würzburg.

Er berief Synoden ein und brachte manchen Bischof und Geistlichen, den er in einem Schreiben an den Papst beispielsweise als "Säufer" und "Pflichtvergessenen" bezeichnete, wieder auf Kurs. Er setzte durch, dass alle Bischöfe fortan durch einen besonderen Treueid auf den Papst verpflichtet wurden. Der streitbare Missionsbischof kann somit als Wegbereiter der von späteren karolingischen Königen weitergeführten Kirchenreform angesehen werden. Bonifatius starb im Jahre 754 auf seiner letzten Missionsreise zu den Friesen eines gewaltsamen Todes. Obwohl er eine nach außen und innen gefestigte Kirche im späteren Deutschland hinterließ, hat er sein

Hauptziel, die römisch-katholische Kirche aus der politischen Abhängigkeit der fränkischen Herrscher zu lösen und dem Papst als alleiniges Oberhaupt zu unterstellen, nicht erreichen können.

Die Verweltlichung der Kirche blieb ein weithin ungelöstes Problem, welches drei Jahrhunderte später zu einem dramatischen Kräftemessen zwischen kirchlicher und weltlicher Macht führen sollte.

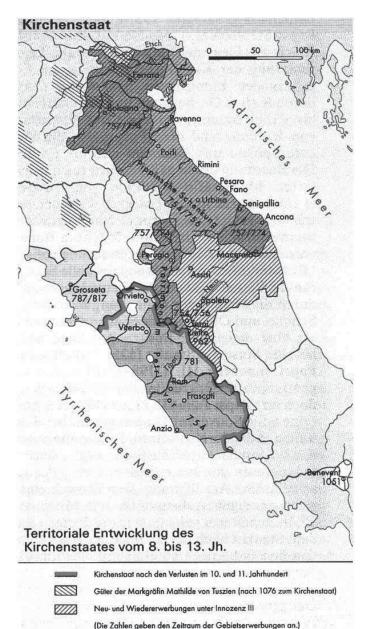
Dies mag nun überleiten zu der Frage nach dem Verhältnis zwischen dem Papsttum und den fränkischen Herrschern speziell im 8. und 9. Jahrhundert, ein Verhältnis, das sich für beide Seiten zunächst durchaus Gewinn bringend, im Laufe der Zeit jedoch zunehmend prekär entwickelte. Gegen Ende des 7. Jahrhunderts war es dem fränkischen Adelsge-

schlecht der Karolinger gelungen, als Hausmeier, d.h. als hohe Beamte der merowingischen Könige, eine bedeutende Machtstellung zu erreichen.

Als Karl Martell im Jahre 732 durch die siegreiche Schlacht bei Poitiers den Vormarsch des Islams in Westeuropa stoppen konnte, wuchs der politische Einfluss der karolingischen Hausmeier derart, dass dessen Sohn, Pippin der Jüngere, zwei Jahrzehnte später in die Lage versetzt wurde, den letzten Merowingerkönig Childerich III. zu stürzen und sich mit päpstlicher Hilfe zum König wählen zu lassen. Der Dank Pippins für die moralische und ideologische Unterstützung und die damit verbundene Aufwertung seiner Person durch Papst Stephan II. sollte nicht lange auf sich warten lassen. Im Jahre 754 kam es zum Abschluss eines denkwürdigen Freundschafts- und Schutzbündnisses, welches zwei Garantien für Papst und Kirche enthielt: zum einen Schutz vor dem germanischen Stamm der Langobarden, die ab Mitte des 7. Jahrhunderts weite Teile Nord- und Mittelitaliens beherrschten und schließlich begannen, auch Rom zu

bedrohen. Zum anderen die sog. **Pippinsche Schen-kung**, d.h. Rückeroberung und Übereignung der von den Langobarden annektierten bzw. bedrohten Gebiete vor allem in den Regionen um Ravenna, Rimini, Pesaro und Urbino, welche vormals noch unter byzantinischer Herrschaft gestanden hatten.

Pippin löste beide Versprechen ein, wodurch unter Hinzufügung des schon seit Jahrhunderten bestehenden, weitläufigen kirchlichen Grundbesitzes um Rom, dem sog. *Patrimonium Petri* (dt. das Erbgut des Petrus), der Kirchenstaat in seiner Grundform entstand, in dem der Papst von da an als weltliches Oberhaupt herrschte.



Der solchermaßen beschenkte und geehrte Bischof von Rom revanchierte sich auf seine Art ebenso großzügig. Er wiederholte in äußerst öffentlichkeitswirksamer Weise die Königssalbung bei Pippin und nahm sie auch an dessen beiden Söhnen Karl, dem späteren Kaiser, und Karlmann vor, wodurch das Königtum des karolingischen Geschlechtes in eine sakrale Sphäre gerückt wurde. Außerdem verlieh er den drei Gesalbten noch den Titel Patricius Romanorum, also Schutzherr der Römer. Wem dies aus heutiger Sicht als Gegenleistung für die Verschaffung politischer Macht und die Schenkung weitläufiger Territorien mitsamt ihrer Ressourcen mehr oder weniger als "Schall und Rauch" erscheint, der sei daran

Das Mittelalter

erinnert, dass das Mittelalter das Zeitalter war, in dem symbolträchtige Handlungen, rituelle Gesten und emotional aufgeladene Inszenierungen wegen ihrer prägenden und aufwühlenden Bildhaftigkeit geradezu zum Herrschaftsinstrumentarium gehörten, ein Umstand,



welcher der besonderen Mentalität des mittelalterlichen Menschen geschuldet war. Dieser mentalitätsgeschichtliche Aspekt ist besonders für das Verständnis mittelalterlicher Quellen von Bedeutung, in denen es etwa um das Einfordern von Gehorsam und Bündnistreue oder um Konfliktbewältigung geht. Die näheren Begleitumstände des berühmten Gangs nach Canossa – wir werden uns im Laufe der Vortragsreihe noch genauer damit beschäftigen –, eine Kaiserkrönung oder die Abhaltung eines Hoftages bzw. Hoffestes stellen geradezu Paradebeispiele für derartige Sachverhalte dar.

Auf der von Pippin geschaffenen Basis baute dessen Sohn Karl, der nach dem frühen Tod seines Bruders Karlmann die alleinige Königsherrschaft innehatte, die Kirchenpolitik und die Beziehungen zu Rom weiter aus. Seine Rolle als Schutzherr der "ewigen Stadt" und der Papstkirche spielte er virtuos und äußerst erfolgreich. Schon im Jahre 774 ließ es sich nach siegreicher militärischer Intervention zum rex Langobardorum, zum König der Langobarden, krönen. Damit war eine der massivsten Bedrohungen für das päpstliche Rom, die Eroberung und zwangsweise Eingliederung in eine langobardische Landeskirche ein für allemal beseitigt. Konnte es eine überzeugendere Bestätigung bzw. eine Erneuerung des Treuebündnisses zwischen dem expandierenden Frankenreich und Rom geben? Und war eine eindrucksvollere Sicherheitsgarantie für den frisch aus der Taufe gehobenen Kirchenstaat denkbar? Auch durch sein energisches Vorgehen gegen andere äußere Feinde wie die Muslime in Spanien, Awaren, Dänen, Slaven und andere machten ihn in den Augen seiner Zeitgenossen zu einem machtvollen Verteidiger des christlichen Glaubens an allen Grenzen des Reiches. Und schließlich: die auf Kosten eines verlustreichen und brutalen, fast 30 Jahre währenden Krieges gegen die Sachsen letztlich durchgesetzte Christianisierung dieses letzten heidnischen Germanenstammes machte die Vision von einer auf ewig einheitlichen christlichen Religion im fränkischen Reich vollkommen.

Aber Karl wollte mehr als einen nur nach außen wirkenden monolithischen Block. Für ihn galt es ferner, die fränkische Reichskirche auch nach innen zu festigen und ihr eine solide, jederzeit kontrollierbare und vor allem eine dem König verpflichtete Organisation und Struktur zu geben. Karl sah sich dabei in der Nachfolge theokratischer Herrscher, als Wahrer der im Alten Testament verbürgten davidischen Tradition sowie als Erneuerer römischer Herrschaft konstantinischer Prägung. Die Funktionen rex und sacerdos, also königlicher Herrscher von Gottes Gnaden und oberster Priester, wollte er in seiner Person vereinigt wissen.

Für letzteres musste die von Bonifatius, dem "Apostel der Deutschen" bereits eingeleitete Kirchenreform mit aller Macht vorangetrieben und erweiterte werden. Hierfür beanspruchte er das ausnahmslose Recht, Bischöfe und Äbte nach seinem Gutdünken einzusetzen oder auch abzuberufen. Theologische Kenntnisse, seelsorgerischer und missionarischer Eifer, Führungsqualitäten sowie bedingungslose Loyalität waren für Karl fortan die entscheidenden Auswahlkriterien. Hierzu gehörte außerdem der Verzicht auf eine fürstenähnliche Hofhaltung, welche in



der Vergangenheit allzu oft eine Hinwendung zum geistlichen Leben behindert hatte. Ferner wurden die einzelnen Bistümer gruppenweise unter die Aufsicht von Erzbischöfen gestellt. So avancierte etwa der Bischof von Mainz zu einem bedeutenden Metro-

politen im Ostteil des Frankenreiches. Für alle Klöster ordnete Karl die benediktinische Regel als verbindliche Ordnung an. Er berief überdies regelmäßig Synoden ein, auf denen die Bischöfe über ihre Tätigkeit Rechenschaft abzulegen hatten. Hinzu kamen verbindliche Festlegungen der Gottesdienstordnung sowie eine regelrechte Bildungsoffensive im Bereich der Priesterausbildung und der Laienfrömmigkeit. In Kloster- und Domschulen erhielt der theologische Nachwuchs eine umfassende Ausbildung, wozu vor allem das Lernen der Kirchensprache Latein gehörte. Aber auch in der Volkssprache unterrichtete man und so konnte sich mancher Bauer oder Handwerker rühmen, das "Vater-Unser" und das Glaubensbekenntnis auswendig hersagen zu können. Und schließlich stärkte Karl auch die wirtschaftliche Basis der Reichskirche durch großzügige Landschenkungen und die endgültige Durchsetzung des Zehnten zu Gunsten der Kirche. Insgesamt schuf Karl eine für das gesamte Reich verbindliche Kirchenordnung und band dadurch die Geistlichkeit in sein Regierungs- und Verwaltungshandeln ein.

Auf dem Weg zum Gottgnadentum seiner Herrschaft erfolgte dann am Weihnachtstag des Jahres 800 in Rom der Empfang der Kaiserkrone aus der Hand des Papstes. Leo III. salbte Karl die Stirn mit heiligem Öl und warf sich vor dem neuen Imperator der Römer dreimal auf die Knie. Wir erinnern uns an das eben Gesagte: Das Mittelalter war die Zeit ritueller Gesten und Insze-

nierungen. Damit waren die letzten Zweifel – wenn es überhaupt noch welche gab – am göttlichen Sendungsauftrag Karls beseitigt.

Das rund 150 Jahre zuvor begründete Bündnis zwischen Frankenreich und Papst hatte mit der Kaiserkrönung seinen glanzvollen Höhepunkt erreicht.

An jenem denkwürdigen Tag konnte wohl niemand ahnen, dass diese Entente schon bald brüchig werden würde. In wenigen Worten: nach dem Tode Karls im Jahre 814 brach das Reich schrittweise auseinander.

Gegen Ende des 9. Jahrhunderts spaltete es sich endgültig in einen romanischen Westteil und einen germanischen Ostteil auf. Aus vielerlei innen- und außenpolitischen Gründen konnte fortan die Schutzherrschaft über Rom und die Papstkirche nicht mehr aufrechterhalten werden.

Damit begann für das Papsttum das saeculum obscurum, das "dunkle Jahrhundert". Die mehr oder weniger schutzlos gewordenen Stellvertreter Christi wurden in die blutigen Machtkämpfe rivalisierender Gruppen verwickelt.

Der Kirchenhistoriker Isnard Wilhelm Frank beschreibt dieses abstoßende Kapitel der Papstgeschichte wie folgt:

"Es war ein Jahrhundert, in dem man Päpste blendete, verstümmelte und ermordete. Auf einer Synode (897) über den verstorbenen Papst Formosus wurde sogar Leichenschändung betrieben. In den grausamen Ereignissen, die meist mit einem raschen Wechsel der Pontifikate einhergingen, spiegelte sich das Chaos, in das Rom geraten war. Das Papsttum wurde zum Spielball der sich gegenseitig befehdenden stadtrömischen und mittelitalienischen Adelsparteien. Je nach der politischen Konstellation wurden Päpste gestürzt oder eingesetzt."

Erst mit dem Auftreten einer neuen starken Herrscherpersönlichkeit wie dem Sachsen Otto I., der im Jahre 962 in Rom zum Kaiser gekrönt wurde, sollten diese unwürdigen Zustände wenigstens teilweise beendet werden. Zwar war damit die Macht der römischen Adelsfamilien noch längst nicht gebrochen, so dass sie auch weiterhin auf das Geschehen im Vatikan Einfluss nehmen konnten. Allerdings waren die Päpste auf Grund der Erneuerung der kaiserlichen Schirmherrschaft nicht mehr völlig schutzlos dem politischen Ränkespiel dieser Familien und Clans ausgeliefert.

Fassen wir die wichtigsten Aspekte kurz zusammen:

Das Frühmittelalter war zunächst die Epoche der Verbreitung des christlichen Glaubens in weiten Teilen besonders West- und Mitteleuropas.

Träger der Christianisierung waren hauptsächlich Mönche und Nonnen welche in mehreren großen Wellen umfassende Aufbauarbeit in Form von Predigten, Taufen, Seelsorge und der Vermittlung von Bildung leisteten. An der Spitze dieser Missionsbewegungen wirkten oft charismatische Gestalten, die in der Pilgerschaft für Christus (peregrinatio pro Christo) den Sinn ihres Lebens sahen und entsprechend auch einsetzten.

Neben dieser zumeist völlig gewaltfreien Ausbreitung des Christentums gab es auch Beispiele für die sog. Schwertmission, die mittels massiver Waffengewalt durchgesetzt wurde, womit allerdings zumeist auch machtpolitische Zielsetzungen verbunden waren.

Die Sachsenkriege Karls des Großen sind hierfür das markanteste Beispiel. Wir sprachen ferner von einem engen Bündnis zwischen Papsttum und den mächtigen fränkischen Herrschern dieser Epoche, ein Bündnis, das durch ein gegenseitiges Geben und Nehmen gekennzeichnet war.

Die Einrichtung des Kirchenstaates, die päpstliche Anerkennung der weltlichen Herrschaft als Schutzmacht im Dienst der Kirche gehören ebenso hierher wie die Einrichtung und der Ausbau der fränkischen Reichskirche sowie schließlich die Erhebung des fränkischen Königs Karl zum christlichen Kaiser über ein heiliges Reich.

Mit dem Zerfall der karolingischen Herrschaft erloschen naturgemäß auch die Schutzgarantien für Papsttum und Kirche.

Die Folge war der Anbruch eines von Krisen geschüttelten Jahrhunderts für die Oberhirten der römisch-katholischen Christenheit.

Musikgeschichte: Das Frühmittelalter

Sehr geehrte Damen und Herren. Heute wollen wir uns die Musik des Frühmittelalters näher anschauen.

Doch möchte ich noch kurz das Ergebnis des 1. Abends zusammenfassen: aus der ganzen Welt gibt es Hinweise, dass die Menschen ihren Alltag, ihren Kult und die gesellschaftlichen Ereignisse mit Musik und Gesang gestaltet haben. Doch selbst aus den Hochkulturen sind Aufzeichnungen über die Art und den Klang der verschiedenen Musikarten nicht oder nur rudimentär überliefert. Musik und Gesang wurden mündlich oder durch Erleben überliefert. Das hängt natürlich auch mit der Bedeutung von Schriftlichkeit wie auch ihrer Technik und Materialien zusammen.

Erst die systematische Ordnung des religiösen Kultes durch das Christentum, führte auch zu einer sich schnell entwickelnden **Kodifizierung der geistlichen Musik**. Und damit wollen wir uns u. a. heute beschäftigen.

Der gottesdienstliche Kultus der Christen wurde und wird bis heute durch die festgelegte Liturgie bestimmt. Die Ursprünge dazu finden sich schon im Judentum. Der Begriff *Liturgie* kommt aus dem Griechischen und bedeutet so viel wie "öffentliches Werk". Die Feier der Liturgie dient der Verehrung Gottes und zur Vertiefung des gemeindlichen Glaubens. Sie umfasst das gesamte gottesdienstliche Geschehen: Gebet, Lesung, Verkündung, Gesang, Gestik, Bewegung; aber auch Gewänder, liturgische Geräte usw. In der gesamten christlichen Welt stand und steht die Messe im Mittelpunkt der Liturgie. Das gilt für alle Konfessionen.

Die **Messe** ist die rituelle Vergegenwärtigung des letzten Abendmahls von Jesus mit seinen Jüngern bevor er abgeführt wurde.

Das Wort "Messe" kommt aus dem Lateinischen "Ite, missa est"; "Geht, ihr seid entlassen". Damit wird seit dem 5. Jh. die sog. Eucharistiefeier der römischen Kirche bezeichnet und stellt schlechthin den Hauptgottesdienst dar.

Bereits im 4. Jh. wurden Gesänge in den Gottesdienst eingeführt: *Kyrie, Introitus, Gloria, Offertorium, Sanctus, Credo und Agnus Dei*. Auf die einzelnen Bedeutungen komme ich später.

Mitte des 6. Jhs. bildete sich ein fester Kanon der röm. Messe und seit dem 13. Jh. das *Missale* als Buch für die Sammlung der Gebetstexte, Lesungen und Gesangstexte heraus.

Die Gesänge sind im *Graduale* (dem "Liber gradualis", Buch) enthalten. Zur Liturgie der heiligen Messe gehören ein variabler Teil, *Proprium Missae*, abhängig vom Kirchenjahr und besonderen Festtagen, und ein unveränderlicher Teil, *Ordinarium Missae*.

Die ältesten erhaltenen *Missale* stammen aus der Zeit um 700 und um 800. Nach den Reformen des Konzils von Trient (1545-1563) wurde von Papst Pius V. 1570 als offizielle Version das *Missale Romanum* verbindlich vorgeschrieben. Aber das gehört nicht mehr in unsere Zeit.

Wie wir sehen, ist das Festhalten des rituellen Ablaufes in Buchform im Christentum schon früh gepflegt worden. Auch diese Verschriftlichung wurde aus dem älteren Judentum übernommen.

Kommen wir nun zur Musik im Allgemeinen.

Die Musikwissenschaft unterteilt das musikalische Mittelalter in drei Epochen:

Die Zeit der *Gregorianik* bis etwa 1100 mit vorwiegend einstimmiger Musik, die Musik des 12. und 13. Jhs. (*Notre-Dame-Schule*) mit der

Entwicklung mehrstimmiger Musik und die Musik von etwa 1300 bis 1450 (*Ars Nova*) mit einer zunehmenden Ausdifferenzierung unterschiedlicher Stile in verschiedenen Ländern.

Uns allen sehr geläufig ist die **Gregorianik** oder genauer gesagt, der gregorianische Gesang. Es ist eine Weiterund Zusammenführung verschiedener Vorgängerarten.
Es handelt sich dabei um die römischen Gesänge, die
noch im Rom des 11. Jhs. aufgezeichnet wurden.
Ihnen gingen die gallikanischen Gesänge (aus Gallien),
der mozarabische Gesang (arabisch-spanisch) und der
ambrosianische Gesang voraus. Wir hörten vor einer
Woche ein Stück vom Letzteren.

Alle drei genannten Gesangstypen blieben lange gegenüber dem altrömischen Stil unabhängig. Man versuchte aber, diese Gesänge durch den gregorianischen Stil zu ersetzen. So am Ende des 8. Jhs. durch den fränkischen König Pippin III., auch der Jüngere genannt, den gallikanischen Stil. Dieser hatte sich zwischen dem 4. und 7. Jh. als eigenständig entwickelt. Das Verbreitungsgebiet umfasste das heutige Südfrankreich bis zur Poebene. Ebenso Helvetien (Schweiz; St. Gallen).

Als Hörbeispiel möchte ich ihnen einen gallikanischen Gesang, das Alleluia Martinus vorspielen.

Auch der **mozarabische Gesang**, unterschied sich noch lange Zeit vom gregorianischen. Es war der Gesang der altspanischen (westgotischen) Christen auf der iberischen Halbinsel. Er besaß wohl schon im 6. Jh. ein fest gefügtes Repertoire. Es blieb auch nach der maurischen Besetzung 711 lebendig. Im 11. Jh. wurde der mozarabische Gesang unter den Päpsten Gregor VII. und Urban II. durch den gregorianischen Gesang verdrängt. In der Region um Toledo haben sich Teile davon bis heute erhalten.

Als mozarabisches Hörbeispiel hören sie aus den Office de Lectures das "Per gloriam nominus tui". Es singt das Ensemble Organum.

Unter Gregorianischem Choral oder Gregorianischem Gesang versteht man den einstimmigen, ursprünglich unbegleiteten, liturgischen Gesang der Römisch-katholischen Kirche in lateinischer Sprache (cantus Romanus). Als gesungenes Wort Gottes war er ein wesentlicher Bestandteil der liturgischen Handlung. Das Kernrepertoire des Gregorianischen Gesangs besteht aus dem Proprium und dem Ordinarium der Heiligen Messe, wie gerade erwähnt, sowie dem Stundengebet. Nach dem biblischen Apostelwort "Betet ohne Unterlass!".

Die Gesänge der Messe stehen im *Graduale* (auch Choralbuch genannt), die des Stundengebets im *Antiphonale*. Es enthält die Melodien und Texte aller Gesänge des Stundengebets, die *Antiphonen* (Wechselgesänge), von denen die Bezeichnung des Buches abgeleitet ist, die zugehörigen Psalmen (geistl. Lieder u. Gebete des AT), *Responsorien* (Antwortgesang zw. einem Vorsänger u. der Gemeinde) und *Hymnen* (feierlicher Preis- und Lob-



gesang). Mit Geschichte, Theorie und Praxis des Gregorianischen Chorals beschäftigt sich die Gregorianik. Die Begriffe kennen sie alle. Ich wollte sie nur hier noch einmal kurz erwähnen weil wir sie öfter hören werden.

Die Gregorianik geht begrifflich auf das Wirken des Papstes **Gregor I.** (um 540 bis 604; reg. 590-604) zurück. Er gilt als einer der bedeutendsten Päpste und ist der jüngste der vier großen lateinischen Kirchenlehrer der Spätantike und des frühen Mittelalters. Er entstammte einer stadtrömischen Patrizierfamilie. Die Legende sagt, dass Papst Gregor die gregorianischen Gesänge selbst verfasst habe oder zumindest notiert hätte. Man kann davon ausgehen, dass dies nicht richtig ist.



Der Heilige Geist, dargestellt als Taube, gibt Gregor I. die Choralmelodien ein, der sie einem Schreiber diktiert (aus dem Antiphonar des Hartker von St. Gallen, um 1000)

Die **Schola cantorum** ("Sängerschule") war ein berufsmäßiger Chor am päpstlichen Hof in Rom zur Zeit des Mittelalters. Der Überlieferung nach wurde die *Schola cantorum* während der Amtszeit von Papst Gregor I. gegründet. Sichere Belege für die Existenz der Schola datieren jedoch erst aus dem späteren 7. Jh.

Die Sänger der *Schola cantorum* – aus denen selbst mehrere Päpste hervorgingen – spielten eine wichtige Rolle bei der gesanglichen Unterweisung im Rahmen der Einführung der römischen Liturgie.

Hier wurde das entwickelt und notiert, was wir unter gregorischem Gesang verstehen.

Die Arbeit der *Schola* strahlte weit über Rom hinaus. Auch am Hof Karls d. Gr. (747/748-814) hielt dieser Gesang offiziellen Einzug.

Als Hörbeispiel eines gregorianischen Gesangs möchte ich ihnen aus dem *Proprium missae* des ersten Adventsonntags das *Responsorium graduale* (dem Antwortge-

sang mit Vorsänger) *Universi* ("*Herr, all die vielen, die auf dich warten…"*) vorspielen. Das passt ja in die Jahreszeit. Es singt die Mönchsschola der benediktinischen Erzabtei St. Ottilien, in der Nähe vom Ammersee.

Der lateinische Gesang nach den Vorgaben der Schola cantorum und anderer Schulen hatte es leicht, verbreitet zu werden. Neben der rasch zunehmenden Macht der römischen Kirche und der Schaffung einer einheitlichen Liturgie, sorgte die damalige Weltsprache Latein für den Erfolg. Auch war die Kenntnis des Schreibens und Lesens im Klerus, vor allem in den Klöstern, am meisten verbreitet.

Dies alles sorgte für die Macht der Kirche:
Organisation, gemeinsame Sprache und allg. Kenntnis
der Schriftlichkeit. Dies war kaum bei den Herrschern
vorhanden, erst recht nicht im gemeinen Volk.
Daher bildeten Kirche und Staat lange eine Einheit. Man
möchte sagen zwangsläufig.

Ein Wort noch zu dem **Gesang in der Kirche**. Wer durfte singen, wer nicht? "Mulier taceat in ecclesia" (Das Weib schweige in der Kirche). Diesem Zitat des Apostels Paulus († um 65) folgte man lange in der katholischen Kirchenmusik. Die zahlreichen Knabenchöre zeugen noch heute davon.

Die Rolle der **Frau in der Kirche** hat sich erst im späten 20. Jh. geändert. Anders dagegen die Verehrung der Frau als Heilige oder gar der Mutter Gottes: Maria. Sie taucht auch in der geistlichen Musik, z. B. im "Ave Maria" immer wieder auf. Mehr möchte ich darauf nicht eingehen. Das wäre ein Abend für sich.

In 14 Tagen befasse ich mich mit der beginnenden Mehrstimmigkeit, der *Ars antiqua* und der *Ars nova* sowie der *Notre-Dame-Schule*, also schwerpunktmäßig mit der Musikentwicklung in Frankreich. Dann kommt auch die weltliche Musik hinzu.

Die *Notre-Dame-Schule* in Paris umfasst den Zeitraum von etwa 1160 bis 1250 in der vor allem der Komponist Pérotin (ca. 1150 bis ca. 1225) an der Kathedrale als bedeutendster Musiklehrer wirkte.

Die **Ars Nova** bedeutet schlicht nur neue Kunst und ist eine Epoche der Musikgeschichte im Frankreich des 14. Jhs. mit Zentrum in Paris. Gelegentlich wird der Begriff auch allg. für die Entwicklung der mehrstimmigen Musik im Europa des 14. Jhs. verwendet.

Der Ars nova ging, wie könnte es anders sein, die Ars antiqua voraus. Sie umfasste die Zeit von 1230 bis 1330. Beide Musikepochen umfassen nicht nur die kirchliche, sondern auch die weltliche Musikentwicklung. Doch auf diese Musikepochen kommen wir erst am nächsten Abend zu sprechen.

Als Vorgeschmack darauf möchte ich Ihnen ein Hörbeispiel mit einem Gesang von Pérotin (für Weihnachten 1198 geschrieben) geben: Viderunt omnes fines terrae salutare Die nostri; "Aller Welt Enden sehen das Heil unseres Gottes".

Diese "Organum" genannte Musikgattung stellt den Beginn der abendländischen Mehrstimmigkeit dar.

Architekturgeschichte: Karolingische und Ottonische Zeit

Mit der Karolingerzeit beginnt eine Blüte in Kultur und Architektur. Mehr als 400 Klöster, 27 neue Kathedralkirchen und fast 100 Pfalzen werden im 8. und 9. Jahrhundert errichtet und zeugen von der großartigen Leistung der Karolingischen Reform. Viele dieser Bauten übernehmen spätantike Formen und Materialien, ohne ihre Vorbilder geistlos zu kopieren. Ganz im Gegenteil entwickeln sie die antiken Formen weiter und kommen teilweise zu vollkommen neuen architektonischen Ausdrucksformen. Das Reich, es erstreckt sich unter Karl dem Großen vom Ebro im Westen bis zur Elbe im Osten, wird systematisch kultiviert. Besonders die Pfalzen spielen eine bedeutende Rolle, sind sie doch die Stützpunkte des Kaisers, der in den ersten Jahren seiner Herrschaft fast ununterbrochen unterwegs ist. Deshalb fehlte zunächst auch ein Ort, den man als Machtzentrum ansehen könnte. Ähnlich wie die römischen Kaiser oder die in Byzanz wollte Kaiser Karl einen würdigen Regierungssitz bauen. Er entschied sich für Aachen. 790 beauftragte er Odo von Metz mit dem Ausbau der Aachener Pfalz.

Die **Pfalz in Aachen**, der Name leitet sich ursprünglich von "palatium" ab, was so viel wie Hof oder Herrscherresidenz bedeutet, hatte verschiedene Funktionen zu erfüllen. Zunächst sollte sie das Zentrum der Macht symbolisieren, mit einem entsprechend prunkvollen Rahmen für Empfänge, Zeremonien und der allgemeinen Hofhaltung. Weiter sollte die Pfalz das Zentrum der Verwaltung sein und die Justiz aufnehmen. Verwaltung und Justiz kamen eine wichtige Rolle zu. Die Verwaltung war für die Leitung und Organisation des Hofes zuständig. Die Justiz war dem Pfalzgrafen unterstellt und der Schreibdienst wurde vom Kanzler überwacht. Der Kämmerer sicherte die Finanzen und stand der Leibwache vor.

"Der Marschall befehligte die Hufschmiede und überwachte neben den Ställen alle Reisen und Transporte, die für eine Herrschaft ohne festen Sitz von besonderer Bedeutung waren." (Barral)

Im Zentrum der Anlage befindet sich die Kaiserpfalz. Südlich davon lag die Pfalzkapelle und im Norden die Aula. Die Symbolik der Gesamtanlage spielt dabei eine wichtige Rolle. Leider befindet sich heute an der Stelle der Pfalz das Rathaus von Aachen, die Palastaula bestand schon und wurde nur übernommen. während die Pfalzkapelle 805 fertiggestellt wurde, denn am Fest der Erscheinung des Herrn wurde der Sakralbau von Papst Leo III. geweiht. Das Vorbild für die Aachener Pfalzkapelle geht auf die unter Justinian errichtete Kirche San Vitale in Ravenna zurück. Wie diese so weist auch der Aachener Zentralbau 16 Seiten auf,

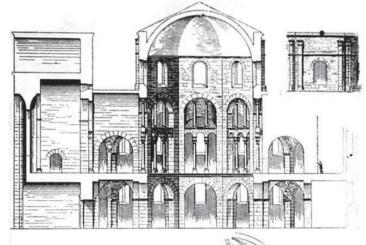
mit einem vorgelagerten rechteckigen Hof, einem Atrium, wie es bei den römischen Basiliken üblich war

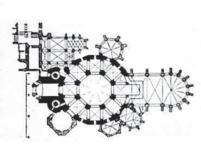
Im Zentrum der Anlage liegt das kuppelüberwölbte *Oktogon*, der achteckige zentrale Kultraum, umgeben von einem ringförmigen Umgang, der in zwei Geschosse eingeteilt ist. Während sich die Gläubigen im Erdgeschoss versammelten, war das Obergeschoss dem Kaiser und dem Hof vorbehalten. Der Herrscher saß auf einem steinernen Thron, dem rechteckigen Chor im Osten gegenüber. Hinter ihm lag ein turmartiger Westbau mit Vorhalle, von Treppenaufgängen flankiert. Damit er am Ritus im Chor teilhaben konnte, war die Brüstung abnehmbar. Viele der Säulen und Kapitelle wurden extra aus Italien herangeschafft und stammten ursprünglich aus spätrömischen Tempelanlagen. Da nicht genügend Kapitelle geeignet waren, wurden die fehlenden von den Steinmetzen in Aachen exakt nachgebildet.

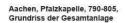
Leider wurde die Aachener Pfalzkapelle im 19. Jahrhundert entsprechend dem damaligen Zeitgeschmack stark restauriert und der ursprüngliche Gesamteindruck rekonstruiert. Dadurch sind aber zum Beispiel die originalen Kuppelmosaiken, die bis ins 18. Jahrhundert überliefert sind, zerstört worden. Durch eine Beschreibung und durch Zeichnungen des 18. Jahrhunderts ist der originale Zustand des Mosaiks überliefert: Es handelte sich um die Darstellung des thronenden Christus in der *Mandorla*, umgeben von den 24 Ältesten der Apokalypse. Weiter gehörten zur ursprünglich sehr reichen Ausstattung ein vergoldetes *Antependium*, die heute noch erhaltenen Bronzebalustraden der Empore und die sogenannte **Wolfstür**. Besonders die Bronzetür der Vorhalle, die um

800 in den Werkstätten der Pfalz geschaffen wurde, zeigt die große Kunstfertigkeit und hohe Qualität des Bronzegusses. Die vier Meter hohe und 4500 kg schwere Tür stellt einen absoluten Höhepunkt innerhalb der seltenen erhaltenen Kunstwerke der Karolingerzeit dar. Der damalige Eindruck muss überwältigend gewesen sein und führte wahrscheinlich deshalb zu mehrfachen Nachahmungen. So geht die Kirche Sankt Donatus in Zadar in Dalmatien, die Kirche St. Peter und Paul in Ottmarsheim im Elsass und das Westwerk des Essener Domes entweder auf den Grund- oder Aufriss der Aachener Pfalzkapelle zurück.

Die höfische Kunst, die sich in der karolingischen Epoche entwickelte und neue Maßstäbe setzte, spiegelt sich auch in den









Randregionen wider. Besonders zum Ende des 8. und im 9. Jahrhundert entstanden im Reichsgebiet großartige und einflussreiche Klosteranlagen, wie zum Beispiel die von Fulda, Lorsch und Corvey. Ein typisches Beispiel stellt die Klosterkirche von Corvey dar, die

von 873 bis 885 errichtet wurde und über das für die karolingische Architektur so typische Westwerk verfügte, welches heute noch fast original erhalten geblieben ist. Allein die oberen Stockwerke sind in späteren Zeiten hinzugefügt worden. Die korinthischen Kapitelle, die eindeutig nach antiken Vorbildern geformt wurden und auf denen die Gewölbe im Erdgeschoss ruhen, sind von beeindruckender Präzision.

Den Hauptraum des Westwerkes bildet die über der Eingangshalle liegende Kapelle mit Empore, die den Namen Johanneschor trägt. Der Zentralraum ist auf drei Seiten von zweigeschossigen Pfeilerarkaden umgeben, während im Westen das mittlere Joch eine Art Kaiserloge bereithält. Leider ist der eigentliche Kirchenraum nicht erhalten geblieben. Ausgrabungen zeugen aber von der Größe und Pracht auch dieser wichtigen Klosteranlage.



Corvey, Klosterkirche, 873-885, Westwerk

Wie schnell die Entwicklung der Klosteranlagen in karolingischer Zeit voranschritt, beweist der sogenannte Sankt Gallener Klosterplan. Wahrscheinlich um 820 hat sich ein im **Sankt Galler Kloster** lebender Mönch die Mühe gemacht und einen Idealplan erstellt, wie ein Kloster aufgebaut sein sollte. Mit roter Tinte auf insgesamt 16 zusammengefügten feinen Pergamentblättern hat er den Plan gezeichnet und mit brauner Tinte die Erklärungen dazu verfasst. Mit diesem Plan, der sich heute noch in der Sankt Gallener Klosterbibliothek befindet, ist eines der wichtigsten Dokumente aus karolingischer Zeit auf uns gekommen. Minutiös gibt der Plan Größe und Lage der einzelnen Gebäude mit ihren unterschiedlichen Funktionen wieder und bezeugt damit den starken Willen zur Vereinheitlichung der Klosteranlagen. Die Abtei sollte einer Stadt gleich die weltlichen und geistlichen Bedürfnisse der Klostergemeinschaft erfüllen und in idealer Weise verbinden. Fast die Hälfte des Areals nimmt die Klosterkirche selbst ein, die im Mittelpunkt des Plans liegt. Umgeben wird sie von Dormitorien, Refektorien, Küchen, Speisekammern, Spital, Kreuzgang, Schule, Abtshaus, Pilgerunterkünften, Ställen und Remisen. Interessant ist die Tatsache, dass die Abteikirche über kein Westwerk mehr verfügt, sondern an dessen Stelle ein Westchor getreten ist.

Als letzten Höhepunkt karolingischer Architektur kann die Lorscher Torhalle in der Nähe von Worms gelten. Um 800 errichtet, stellt sie das einzige Element der gesamten vormals riesigen Klosteranlage dar, das erhalten geblieben ist. Alles andere wurde im Laufe der Jahrhunderte abgetragen und dem Erdboden gleichgemacht. Kein anderes erhaltenes Beispiel karolingischer Baukunst verweist so eindrucksvoll darauf, dass die Spätantike hier Pate gestanden hat. Die Lorscher Torhalle ist einem römischen Triumphbogen nachempfunden und wurde wahrscheinlich aus Anlass des Sieges Karls des Großen über die Sachsen hier aufgestellt. Ursprünglich stand sie inmitten des Atriums, das der Klosterkirche nach römischem Vorbild vorgelagert war. Im Erdgeschoss besteht sie aus einer offenen Halle, in die man durch jeweils drei gleichgroße Rundbögen gelangt. Diese Rundbogenöffnungen werden von jeweils vier Halbsäulen flankiert, die wiederum mit Kompositkapitellen verziert sind, die einen fein gearbeiteten Schmuckfries tragen. Die Außenwände des Obergeschosses werden durch Pilaster rhythmisiert, die jedoch keine Rundbögen tragen, sondern giebelförmige Dreiecke. Die Wände sind gleichmäßig mit roten und weißen Zierplatten verkleidet, die aus Quadraten, Rauten und Sechsecken bestehen. Alle Einzelformen erinnern an die römische Spätantike, obwohl sie im Gesamtzusammenhang einen völlig neuen Eindruck entstehen lassen.

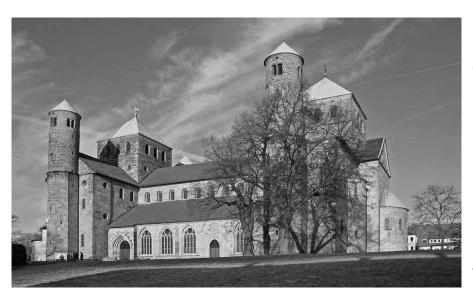
Nach dem Tod Karls des Großen werden die Großprojekte langsam weniger und es entstehen nur eher kleinere Bauwerke.

Mit dem ersten Kaiser des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation, Otto I., beginnt in der Kunstgeschichte die Epoche der **Ottonik**.

Diese lässt sich zeitgeschichtlich von 962 bis 1024 eingrenzen. In dieser Zeit formieren sich bestimmte Bauteile, die typisch für die ottonische Architektursprache sind. So wird der Westchor fester Bestandteil der großen Kirchenbauten, weiter werden die Chöre häufig von zwei Türmen flankiert, die deshalb auch als Chorflankentürme bezeichnet werden. Vom Grundtypus her handelt es sich um Basiliken mit einem erhöhten Mittelschiff mit Obergadenfenstern und niedrigeren Seitenschiffen, die in der Ottonik häufig Emporen aufweisen. Bei kleineren Kirchen liegt das Querhaus im Osten, größere Kirchen weisen dazu noch ein westliches Querhaus auf.

Sankt Cyriakus in Gernrode im Harz spiegelt diese Entwicklung wider und weist dazu noch einen Stützenwechsel – Pfeiler, Säule, Pfeiler - der Mittelschiffarkaden auf. Die Flachdecke ist zu dieser Zeit genauso obligatorisch wie die *Krypta* unterhalb des Ostchores.

Eines der eindrucksvollsten Beispiele einer Basilika aus ottonischer Zeit, kurz nach 1000 begonnen und 1033 vollendet, stellt Sankt Michael in Hildesheim dar. Der Bau, der durch seine ausgewogenen Proportionen und Verteilung der Baumassen besticht, weist in fast idealer Weise alle gerade genannten Bauteile auf. Bemerkenswert ist, dass hier der Westchor aufwendiger gestaltet wurde als der Ostchor. Das Hauptschiff weist, wie schon erwähnt, den typischen Stützenwechsel auf, der hier durch - Pfeiler, Säule, Säule, Pfeiler – gekennzeichnet ist und auch in der romanischen Sakralarchitektur übernommen wird und als Niedersächsischer Stützenwechsel in die Kunstgeschichte Eingang fand – im Gegensatz zum Rheinischen Stützenwechsel, der nur eine Säule zwischen zwei Pfeilern aufweist. Zum hervorragenden Bauschmuck zählen neben der Bronzetür von 1015 und der bemalten Decke die Würfelkapitelle, die mit stilisiertem Blattwerk verziert wurden. Die ebenfalls reich gestalteten Kämpferplatten leiten zu den Arkaden über.



Hildesheim, Sankt Michael, 1010-1033, Außenansicht

Während im ottonischen Reich Kunst und Architektur ihre typischen Merkmale ausbilden, entwickeln sich an den Rändern des Herrschaftsgebietes interessante Ausnahmen.

Eine davon ist die mozarabische Architektur im heutigen Spanien. Das Wort "Mozaraber" bezeichnet dabei die christlichen Bewohner des südlichen Spaniens zur Zeit der muslimischen Eroberung im 8. und 9. Jahrhundert. Es leitet sich von dem arabischen Wort "mustaribun" ab, welches so viel heißt wie "arabisiert". Bis zum 9. Jahrhundert lebten die *Mozaraber* in den besetzten Städten Córdoba, welches das Zentrum des Kalifats war, Toledo und Granada. Die Christen mussten zwar eine extra Steuer zahlen, waren ansonsten aber frei, ihre Religion auszuüben. Es kam aber immer wieder zu Aufständen gegen die Besatzer, was dazu führte, dass die Christen ihre Rechte verloren und verfolgt wurden. Deshalb verließen sie die arabisch besetzten Gebiete und siedelten sich im freien Nordspanien an, besonders in den Provinzen Asturien, León und Galicien. Eines der schönsten Beispiele mozarabischer Architektur stellt das Kloster San Miguel de Escalada in der Nähe von León dar, das um 913 errichtet wurde. Die wunderschöne Log-

Das Mittelalter

gia mit den typischen Hufeisenbögen lockert die ansonsten strenge und schwere Architektur auf. Der Säulengang, der südlich an die Klosterkirche angebaut wurde, besteht aus zwölf Hufeisenbögen, die auf Säulen mit schönen stilisierten Blattkapitellen ruhen. Während



die Bögen selbst den Einfluss der arabischen Architektur widerspiegeln, stellen die Blattkapitelle römische Spolien dar, die aus der Zeit der römischen Besatzung stammten. Dem römischen Einfluss ist die Gestaltung von Blattwerk, Palmetten, Muscheln und Tierfiguren zu verdanken. Das Innere der Kirche wird von Säulenreihen mit Kapitellen römischer Machart bestimmt, die wiederum Hufeisenbögen tragen. Es wird an diesem Bau deutlich, dass es zwar arabische Einflüsse gibt, diese aber mit spätantiken Vorbildern vermischt werden. Deshalb tut sich die Forschung heute schwer, solche Bauten als rein mozarabisch zu bezeichnen. San Cebrián de Mazote, eine Kirche in der Nähe von Valladolid, gehört zum gleichen Typus wie San Miguel de Escalada. Sie gehört zum basilikalen Typus mit dreischiffigem Langhaus, welches einen offenen Dachstuhl besitzt, hufeisenförmigen Arkaden und einem Querhaus mit abgerundeten Stirnseiten.

> Einen besonders großen Einfluss hatte die mozarabische Kultur auf die Buchmalerei der Zeit des 10. und 11. Jahrhunderts in Spanien. Da diese Region damals abseits der großen kulturellen Zentren des karolingischen und ottonischen Reiches lag, entwickelten sich hier völlig unabhängige Stile, die jedoch von der Antike, Südfrankreich, aber auch durch die mozarabischen Einwanderer geprägt wurden. Einen Höhepunkt innerhalb der Buchmalerei geht auf den Mönch Beatus von Liébana in Asturien zurück, der im 8. Jahrhundert Kommentare zum Buch Daniel und zur Apokalypse des Johannes verfasste. Diese Kommentare wurden vom 10. bis ins 12. Jahrhundert hindurch in unzähligen Handschriften immer wieder kopiert und mit farbenfrohen Miniaturen geschmückt. So entstand die Bea-

tus-von-Urgell-Handschrift, die in die zweite Hälfte des 10. Jahrhunderts zu datieren ist.

Bleiben wir nun bei der Malerei, gehen aber von der Buchmalerei zunächst zur **Wandmalerei** über. Eines der bedeutendsten Zeugnisse aus spätkarolingisch-ottonischer Zeit findet sich auf der Insel Reichenau in der Kirche **St. Georg in Oberzell.** Hier findet sich einer der besterhaltenen Bilderzyklen aus der Zeit um 950 bis vor 1000. Wahrscheinlich geht die Gründung der Klosteranlagen auf der Reichenau in die karolingische Zeit zurück. Sie wird allgemein mit 724 datiert. In den folgenden drei Jahrhunderten entwickelt sich die Klosterinsel zu einem der wichtigsten kulturellen Zentren im Reich. Besonders der Bilderzyklus der Sankt Georgskirche in Oberzell spiegelt die hohe Kunst der Wandmalerei wider, die ihrerseits auf die Buchmalerei zurückgeht, die auf der Reichenau praktiziert wird.

Dieser Zyklus von Wandmalereien gehört zu den frühesten Zeugnissen ihrer Art nördlich der Alpen und vermittelt einen guten Eindruck davon, wie in der damaligen Zeit die Kirchen ausgemalt waren. Der Zyklus besteht aus



acht großflächigen, mehr als vier Meter breiten und über zwei Meter hohen Wandbildern mit der Darstellung der Wundertätigkeit Christi. Oben und unten werden die Bilder durch breite perspektivische Mäanderbänder eingerahmt, die Bildszenen selbst nochmals von

schmaleren Kreuz- und Blattmotiven umfangen.

Der Zyklus beginnt im Westen auf der Nordwand des Mittelschiffes mit der Szene "Die Heilung des Besessenen bei Gerasa", gefolgt von der Szene "Die Heilung des Wassersüchtigen". Die insgesamt acht Szenen sind nach aufwendigen Restaurierungen wieder so ursprünglich wie nur möglich wiederhergestellt worden.

Ein absolutes Hauptwerk der ottonischen Buchmalerei stellt das sogenannte **Liuthar-Evangeliar** dar. Es wurde wahrscheinlich von Otto III. in Auftrag gegeben und auf der Reichenau, einem Zentrum der Buchmalerei, ausgeführt. "Möge Gott dein Herz mit diesem Buch umhüllen, erhabener Otto, und dich daran erinnern, dass du es von Liuthar empfangen hast."

So spricht der Überbringer und vielleicht auch Verfasser und Maler des Liuthar-Evangeliars den Kaiser an.



Liuthar-Evangeliar, um 1000 für Otto III. auf der Reichenau geschaffen.

Das Besondere an diesem Evangeliar, das sich heute im Aachener Domschatz befindet, ist nicht nur die überaus feine Malerei, sondern auch die Tatsache, dass dieses Buch das erste überhaupt ist, in dem alle Miniaturen auf Goldgrund gemalt wurden.

Eine der bedeutsamsten Szenen stellt das **Thronbild Ottos III.** dar, welches sehr viel über die Stellung des Kaisers im Reich aussagt. Otto III. thront in der *Mandorla*,

in der in mittelalterlichen Miniaturen sonst nur Christus zu sehen sein darf. Der Kopf des Kaisers dringt in die göttliche Sphäre vor, die durch eine Schriftrolle von der irdischen Sphäre getrennt wird. Durch Gottes Hand erhält der Kaiser seine Krone. Die Schriftrolle wird von den vier Evangelistensymbolen gehalten, dem Engel, dem Adler, dem Stier und dem Löwen. Allein mit den Füßen steht Otto III. auf der Erde, die symbolisiert wird von der Frauengestalt der *Terra*, die den gesamten Thron trägt. Links und rechts vom Thron huldigen zwei Könige dem Kaiser, die wahrscheinlich die Oberhäupter der soeben besiegten Ungarn und Polen darstellen sollen. Auf der untersten Ebene befinden sich zwei Vertreter des Adels mit Helmen. Lanzen und Schilden bewaffnet, während rechts zwei Vertreter der Kirche mit Tonsuren zu sehen sind. Sie alle stützen die kaiserliche Macht.

"In dieser Herrscherdarstellung wird die Auffassung von Ottos Königtum sinnfällig erklärt und zu einem Bild verdichtet. Sichtbar wird das sogenannte 'christozentrische' Weltbild Ottos, der seinen Anspruch auf die Vorherrschaft in der christlichen Welt direkt von Gottes Gnade ableitete. Ein solches Verständnis von Herrschaft erklärt auch, dass Otto sich dazu berechtigt fühlte, Päpste einzusetzen, wie er es mit der Einsetzung seiner Vertrauten Gregor V. und Sylvester II. bewiesen hat. Seine Macht war ihm seiner Auslegung nach direkt von Gottes Gnade verliehen. Sie hat ihn zum – wie er selbst sagt - 'Diener der Apostel' bestimmt und damit zur Herrschaft über alle christlichen und zur Christianisierung aller Christus noch nicht dienenden Völker." (Spieker-Beck) So verdeutlicht das Evangeliar aber nicht nur die Auffassung des Kaisers Otto III., sondern auch die Einstellung zum Sakralkönigtum durch das Kloster auf der Reiche-

Ein weiteres herausragendes Beispiel für die hohe Kunstfertigkeit des Reichenauer Skriptoriums ist ein weiteres Evangeliar, welches ebenfalls von Otto III. oder seinem Nachfolger Heinrich II. in Auftrag gegeben wurde. Es besticht ebenfalls durch eine doppelseitige und 34 ganzseitige Miniaturen, 12 Kanontafeln und vier ganzseitigen Initialseiten.

nau, das Ottos Reichsidee unterstützt.

Während die meisten Bucheinbände die Zeiten wegen ihrer Kostbarkeit nicht überdauert haben, verfügt das Evangeliar Ottos III. noch über den originalen Einband, der im Mittelfeld von einer byzantinischen Elfenbeinikone mit der Darstellung des Entschlafens der Gottesmutter geschmückt wird, umgeben von insgesamt 188 Edelsteinen

Das ebenfalls auf der Reichenau um 1007-12 gemalte *Perikopenbuch* Heinrichs II. stellt wiederum einen Höhepunkt innerhalb der mittelalterlichen Buchmalerei dar. Die aus 206 Pergamentblättern bestehende Kurzfassung eines Evangeliars, auch **Evangelistar** genannt, welches für die Lesung der Messe gedacht war, umfasst insgesamt 28 ganzseitige Miniaturen, 10 Zierseiten und 184 Großinitialen.

Die interessanteste Miniatur stellt die Krönung Heinrichs II. und seiner Frau Kunigunde durch Christus dar. Flankiert wird das Kaiserpaar durch Petrus und Paulus. Darunter sieht man die Personifizierungen der Roma, Gallia und Germania. Darunter wiederum die sechs Herzogtümer Bayerns. Bestimmt war das Perikopenbuch Heinrichs II. für die Weihe des Bamberger Doms, in dem es sich bis zur Säkularisation 1803 befunden hat.

Wenn man sich abschließend die karolingische und ottonische Zeit vom 8. bis zum Ende des 10. Jahrhunderts anschaut, so besteht die große Leistung dieser Zeit darin, das Erbe der Antike in den neuen christlichen Kontext eingebettet und umgedeutet zu haben. Die großartigen Kirchenbauten, die Pfalzen und Klosteranlagen, von denen nur wenige auf uns gekommen sind, spiegeln die

Entwicklung wider, die Architektur, Kunsthandwerk und

Buchmalerei genommen haben. um dann in der Zeit nach 1000 in der Epoche zu münden, die als Romanik bezeichnet wird und in der all diese Entwicklungen ihren Höhepunkt erreichen.



3. Vortragsabend: Das Hochmittelalter (etwa 900 - 1250)

Zeitgeschichte: Die Kreuzzüge

Meine sehr geehrten Damen und Herren, die mittelalterlichen Menschen hatten kein transzendentales, sondern ein unmittelbares Verhältnis zu Gott. In der Kirche war man ihm näher als an anderen Orten, und noch näher konnte man ihm sein, wenn man die heiligen Stätten des Lebens und Sterbens Jesu Christi aufsuchte. So waren Pilgerfahrten nach Jerusalem im 10. und 11. Jh. ausgesprochen populär.

Seit 638 hat Jerusalem unter muslimischer Herrschaft gestanden, das behinderte aber die Pilger in der Regel nicht. 1078 eroberten die Osmanen Jerusalem. Auch ihre Toleranz ermöglichte weitere Pilgerfahrten. Dennoch mehrten sich im Westen die Berichte über Grausamkeiten gegenüber Pilgern, und die Zerstörung der Grabeskirche tat ein Übriges, um den Wunsch groß werden zu lassen, die heiligen Stätten in christliche Hand zu bekommen.

Für den Kreuzzug-Gedanken bedurfte es aber mehr als der Unterdrückung von Pilgern. Es musste jemanden geben, der die christlichen Völker auf diesen Weg schickte, und dies konnten nur die Päpste sein! Diese wurden natürlich nicht nur von religiösen, sondern auch von politischen Motiven getrieben. Der Kreuzzug-Gedanke wurde nach dem ersten Kreuzzug immer attraktiver, wobei zu konstatieren ist, dass nach dem dritten Kreuzzug der Abstieg dieser Bewegung begann. Insgesamt wur-

den zeitgenössisch alle kriegerischen Züge gegen nicht-christliche Völker als Kreuzzüge bezeichnet. So gab es Kreuzzüge gegen Wenden, Finnen und Balten, aber auch gegen Ketzer wie die Albigenser. heute werden wir uns nur mit den Kreuzzügen befassen, die die heiligen Stätten bzw. Jerusalem als Ziel hatten. In der heute üblichen Zählung sind dies sieben Kreuzzüge in der Zeit zwischen 1095 und dem Ende des 13. Jh.

Was trieb die Menschen dazu, sich dem Aufruf der Päpste anzuschließen? Ich haben schon auf das Verhältnis der Christen zu Gott hingewiesen. Diese starke Religiosität bekam über die päpstlichen Aufrufe nochmals zusätzlichen Schwung, indem die Kreuzzüge zu einer Angelegenheit der gesamten abendländisch-katholischen Christenheit wurden. Die Teilnahme am Kreuzzug wurde darüber hinaus zum Mittel der christlichen Buße schlechthin: so konnten auch Mörder. Räuber und andere Kriminelle durch ihre Teilnahme das Heil erlangen. Für viele einfache Christen war der Kreuzzug ein verlockendes Angebot, der ökonomischen Not zu entgehen. Wir Prozession vor Jerusalem, Victor Schnetz, 1787-1870

erleben in diesen Zeiten einen extremen Bevölkerungsanstieg, dem die Erzeugung von Lebensmitteln nicht folgen konnte. Indem man sich anschloss, sicherte man sich die eigene Versorgung und konnte so den Hungersnöten entgehen.

Ähnliches galt für viele nachgeborene Adelssöhne. Sie waren von der Erbfolge ausgeschlossen und suchten hier die Chance, eigenen Besitz zu gewinnen. Die Päpste selbst versprachen sich von den Kreuzzügen und der daraus resultierenden Kontrolle über das Heilige Land eine massive Stärkung ihrer Position, und zwar sowohl gegenüber den Königen und Kaisern als auch gegenüber der orthodoxen byzantinischen Kirche.

Der erste Kreuzzug fand zwischen 1096 und 1099 statt. Auslösend war ein Hilfeersuchen des byzantinischen Kaisers an den Papst. Das byzantinische Reich wurde militärisch von verschiedenen Seiten, insbesondere von den Osmanen bedrängt. Papst Urban II. wollte Unterstützung gewähren und seine eigene Position dadurch festigen. Somit war der Gedanke, einen Entlastungsfeldzug gegen das osmanisch besetzte Jerusalem zu starten, politisch hoch willkommen, war doch das Angebot an die Christen bestechend, die heiligen Stätten zurückzugewinnen. Auf einer Synode in Clermont scheint der Kreuzzugsaufruf besprochen worden zu sein. Urban II. trat vor das Volk und sprach über die Leiden der Christenheit im





Osten und die Notwendigkeit der Befreiung der heiligen Stätten. Dieser Aufruf verbreitete sich wie ein Lauffeuer und fand auf allen Ebenen breiteste Zustimmung. Vor allem in den unteren Schichten war die Begeisterung groß, herrschte hier doch die weitläufige

Meinung vor, dass der Weltuntergang kurz bevorstehe. Viele sahen in einem Einsatz für Christus die Chance zur Rettung ihrer Seele.

So begann dieser erste Kreuzzug 1096 mit einem Zug von Bauern und Mittellosen, die ohne jede militärische Organisation und ohne Ausbildung an Waffen loszogen. Der eine "Volkshaufen" bestand zumeist aus Deutschen, der zweite vorwiegend aus Franzosen. Auf ihrem Weg nach und durch Byzanz zeichneten sie sich vor allen Dingen dadurch aus, dass sie alle **Juden**, derer sie habhaft werden konnten, töteten und die jüdischen Gemeinden beraubten. Sie kamen auf ihrem Zug bis nach Kleinasien, wo sie erstmalig auf osmanische Truppen stießen. Das bedeutete auch gleich ihr Ende, sie wurden entweder getötet oder versklavt. Dies ist ein deutliches Beispiel dafür, wohin religiöses Eiferertum führen kann.

Im selben Jahr formierte sich ein für damalige Verhältnisse sehr großes und gut organisiertes Kreuzfahrerheer, das in erster Linie aus Franzosen, süditalienischen Normannen, Flamen und Lothringern bestand. Sie wurden unter anderem angeführt von **Gottfried von Bouillon** sowie einer Reihe weiterer Adliger. Dass man sich dabei nicht auf einen Anführer einigen konnte, sollte im Verlauf des Kreuzzuges zu zahlreichen Konflikten führen. Übrigens nahmen der deutsche König Heinrich IV. und der französische König Philipp I. nicht an dem Kreuzzug teil, da sie mit dem Kirchenbann belegt waren.

Die Kreuzritter brachen in mehreren großen Zügen auf und vereinigten sich wieder in Konstantinopel, wo sie zwischen November 1096 und April 1097 eintrafen. Insgesamt sollen sich 7.000 Ritter und 22.000 Mann Fußvolk zu diesem Heerzug versammelt haben. Zusammen mit den Versorgungseinheiten dürften es zwischen 50.000 und 60.000 Personen gewesen sein. Dem byzantinischen Kaiser Alexios I. musste diese Menge Bewaffneter auf seinem Gebiet Angst einflößen, er ließ sie schnellstens über den Bosporus nach Kleinasien verschiffen. In mehreren Kämpfen gegen Seldschuken konnten sich die Kreuzfahrer durchsetzen und hatten so einen freien Weg durch Kleinasien gewonnen. Nun eskalierten zum ersten Mal die Spannungen in der Führerschaft, sodass Balduin von Boulogne mit seinen Truppen das Heer verließ und in Edessa 1098 den ersten Kreuzfahrerstaat errichtete.

Die restlichen Kreuzfahrer zogen weiter und begannen 1097 mit der Belagerung von Antiochia. Ihre Nahrungsmittelversorgung war so schlecht, dass viele Kreuzfahrer verhungerten oder desertierten. 1098 wurde die Stadt durch Verrat eingenommen und alle nicht-christlichen Einwohner umgebracht.

In den folgenden Wochen wurden die Kreuzfahrer dann selbst in Antiochia von arabischen Truppen belagert. Schließlich gelang es ihnen, diese Bedrohung abzuwenden. Bohemund von Tarent ernannte sich selbst zum Fürsten von **Antiochia** und gründete damit einen weiteren Kreuzfahrerstaat.

Nun übernahm Raimund von Toulouse die Führung des restlichen Heeres und brach in Richtung Jerusalem auf. Anfang Juni 1099 erreichten die Kreuzfahrer die heilige Stadt und begannen mit der Belagerung. Nahrungs- und Wassermangel, die übergroße Hitze sowie auftretende Seuchen schwächten die Angreifer. Die Verteidiger wiesen zudem alle katholischen Christen aus Jerusalem aus, sodass die Zahl der Hungernden vor den Toren der Stadt weiter anstieg. Am 15. Juli 1099 gelang es den Belagerern, mithilfe von Rammen und Katapulten, für die sie Bauholz in Samaria beschafft hatten, Jerusalem einzunehmen.

Zeitgenössische Quellen belegen, dass die Kreuzfahrer nach der Erstürmung der Stadt die Bewohner niedermetzelten. Muslime und Juden wurden getötet, aber auch die in der Stadt verbliebenen koptischen und syrischen Christen wurden ermordet.

Gottfried von Bouillon ernannte sich nun selbst zum "Beschützer des heiligen Grabes" und wurde Regent des neuen Königreichs Jerusalem. Ergänzend ist anzumerken, dass Raimund IV. von Toulouse 1109 an der syrischen Küste mit der Grafschaft Tripolis den vierten Kreuzfahrerstaat schuf.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass der erste Kreuzzug sein Ziel erreicht hat: die Rückgewinnung Jerusalems für die katholische Christenheit. Hieraus ergab sich eine ungeheure Befruchtung des Orienthandels, von dem vor allem Genua und Venedig profitierten. Gleichzeitig entstanden vier neue christliche Staaten, die von Kreuzfahrern beherrscht wurden. Die Streitigkeiten zwischen den Herrschern dieser Staaten schwächten die Position der Christen, während sich die Muslime aus der Opposition heraus enger zusammenschlossen. Aber auch das Verhältnis zu Byzanz wurde stark belastet: Die Kreuzfahrer hatten in Konstantinopel einen Lehnseid geschworen, der beinhaltete, dass alle eroberten Gebiete an Byzanz fallen sollten. Diesen Eid hatten sie mit der Bildung der neuen Staaten gebrochen.

Der zweite Kreuzzug fand in den Jahren 1147 bis 1149 statt. Dabei handelte es sich um einen Kriegszug, der, vom Papst gefördert, zur Entlastung der Kreuzfahrerstaaten durchgeführt wurde. Denn in der Folge des ersten Kreuzzuges war es recht schnell zu kriegerischen Konflikten zwischen den neuen Kreuzfahrerstaaten und den Nachbarn gekommen. So war das normannische Fürstentum Antiochia in ständige Kämpfe verwickelt. Dies nicht etwa mit den Muslimen, sondern mit dem byzantinischen Reich. Die Auseinandersetzungen endeten damit, dass Antiochia 1138 unter byzantinische Oberhobeit geriet

Die Schwäche und Uneinigkeit der Kreuzfahrer nutzte der Emir von Mossul 1144 dazu, Edessa zu erobern und alle Kreuzfahrer in der Stadt zu ermorden. Dieser Erfolg stärkte erneut den Zusammenhalt der Muslime und musste somit zwangsläufig die anderen Kreuzfahrerstaaten in Bedrängnis bringen. Die Entwicklungen ließen einen weiteren Kreuzzug notwendig werden. Papst Eugen III. entsandte den Zisterzienserabt Bernhard von Clairvaux, um den Kreuzzug zu predigen. Er tat dies so erfolgreich, dass sich schließlich König Ludwig VII. von Frankreich und der deutsche König Konrad III. gemeinsam die Organisation und die Führung des Kreuzzuges teilten. 1147 brach Konrad III. in Regensburg auf, Ludwig VII. folgte wenige Wochen später aus Metz. Man hatte verabredet, sich in Konstantinopel zu vereinigen. Dennoch setzte Konrad bereits frühzeitig nach Kleinasien über, ohne auf Ludwig zu warten. Das Heer Konrads zog durch Kleinasien und wurde schnell in Kämpfe mit osmanischen Truppen verwickelt, die in einer schweren Niederlage für die Kreuzritter im Oktober 1147 endeten.